



## **Eine Zukunft in Frieden**

60 Jahre nach Kriegsende, Vertreibung und Flucht

*Erklärungen – Stellungnahmen – Predigten*

3. Dezember 2005



# **Eine Zukunft in Frieden**

60 Jahre nach Kriegsende, Vertreibung und Flucht

*Erklärungen – Stellungnahmen – Predigten*

3. Dezember 2005

**Herausgeber:**  
**Arbeitsstelle Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge**  
**der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 161, 53113 Bonn**

Titelbild: *Kreuz* - Zeichen einer weltumspannenden Versöhnung  
Rupert D. Preißl (1925-2003)  
Ölgemälde auf Werbeprospektpapier, Regensburg 2002

# Inhalt

<b>Ein Wort zuvor</b> .....	5
-----------------------------	---

## **I. Verlautbarungen – Erklärungen – Ansprachen**

<b>Heimat darf niemandem gewaltsam genommen werden</b> Grußbotschaft von <i>Papst Benedikt XVI.</i> an die deutschen Vertriebenen und Aussiedler zum „Tag der Heimat 2005“ in Berlin.....	7
---	---

<b>Erinnerung auf dem Weg in die Zukunft</b> <i>Erzbischof Dr. Robert Zollitsch</i> , Metropolit von Freiburg.....	8
---	---

<b>Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung</b> Ein Wort der christlichen Kirchen zum 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges <i>Kardinal Karl Lehmann</i> , Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz <i>Bischof Dr. Wolfgang Huber</i> , Vorsitzender der Evang. Kirche in Deutschland <i>Bischof Dr. Walter Klaiber</i> , Vorsitzender der ACK in Deutschland.....	15
---	----

<b>Friede kann nur dort sein, wo Versöhnung stattfindet</b> Verlautbarung der Tschechischen Bischofskonferenz zum 60. Jahrestag des Kriegsendes <i>Erzbischof Jan Graubner</i> , Vorsitzender der Tschechischen Bischofskonferenz.....	19
---	----

<b>Versöhnung und Freundschaft – Blick auf Europas Zukunft</b> Gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und der Polnischen Bischofskonferenz aus Anlass des 40. Jahrestages des Briefwechsels von 1965 <i>Kardinal Karl Lehmann</i> , Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz <i>Erzbischof Józef Michalik</i> , Vorsitzender der Polnischen Bischofskonferenz....	21
---	----

## **II. Predigten von deutschen Bischöfen anlässlich 60 Jahre nach Kriegsende, Vertreibung und Flucht**

### **Jesus Christus ist unser Friede**

*Kardinal Karl Lehmann, Ordinarius von Mainz*

Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.....25

### **Glauben in der Spur Jesu**

*Bischof Dr. Josef Homeyer, Ordinarius (em.) von Hildesheim.....28*

### **Dialog, Gebet und Nächstenliebe – Garanten des Friedens**

*Erzbischof Prof. Dr. Ludwig Schick, Metropolit von Bamberg.....33*

### **Mit Maria aufbrechen – aufbrechen nach Europa**

*Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Metropolit von Freiburg.....36*

### **Maria, Mutter der Hoffenden**

*Erzbischof Hans-Josef Becker, Metropolit von Paderborn.....42*

### **Versöhnt und versöhnend miteinander leben**

*Bischof Heinz Josef Algermissen, Ordinarius von Fulda.....45*

## Ein Wort zuvor

2005 ist das Jahr der 60. Wiederkehr von Kriegsende, Vertreibung und Flucht. Die Schreckensbilanz des Zweiten Weltkrieges und die NS-Diktatur als schrecklichster Teil deutscher Geschichte darf niemals vergessen werden. Auch der Opfer in unserem Volk müssen wir gedenken. Für Unzählige brachte es die bittere Erfahrung des Verlusts der Heimat, der Menschenwürde, des Eigentums, vielfach verbunden mit Invalidität und Tod. Das Schicksal der deutschen Volksgruppe in der ehemaligen Sowjetunion und den Staaten Südosteuropas war eines der grausamsten in der Mitte des 20. Jahrhundert und übersteigt bis heute unser Fassungsvermögen.

*Papst Benedikt XVI.* hat in seiner Grußbotschaft an die deutschen Heimatvertriebenen und Aussiedler zum „Tag der Heimat“ am 6. August 2005 in Berlin erneut die Bedeutung der Heimat für den Menschen hervorgehoben und ihre gewaltsame Wegnahme als einen Akt bezeichnet, der sich gegen die Menschenwürde richtet: „Heimat hat geographische, kulturelle, geistliche und religiöse Dimensionen. Sie gehört zum Menschen und seiner Geschichte und darf daher niemandem gewaltsam genommen werden.“

Mahnend erinnert *Erzbischof Dr. Robert Zollitsch*, Metropolit von Freiburg, als Zeitzeuge in seiner Rede am 24. November 2004 in Berlin anlässlich des 60. Gedenktages der Beschlüsse des „Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens“ (AVNOJ) an die vergessenen Schicksale der Deutschen in Südosteuropa: „Wir können Geschehenes nicht ungeschehen machen. Das müssen wir in unser Gedenken, in unsere Erinnerung und Trauer hinein nehmen...Wer all die menschlichen Schicksale, das vielfältige Leid, die unfasslichen Geschehnisse um unsere Landsleute verdrängt, der macht sie ein weiteres Mal zu Opfern, zu Opfern des Vergessens... Wir brauchen auf dem Weg in die Zukunft Orte des Gedenkens und der Vergewisserung. Zudecken beschwört Gefahren herauf, nicht die Erinnerung.“ Den Toten zur Ehre, den Lebenden zur Mahnung sei die Botschaft vieler Erinnerungs- und Gedenkstätten. Auch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende, Vertreibung und Flucht sind alle Generationen aufgerufen, Sorge zu tragen, dass in Zukunft Menschen – weltweit – vor Völkermord und Vertreibungen sicher sind.

In ihrem Wort zum 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges am 8. Mai 2005 weisen *die christlichen Kirchen Deutschlands* eindringlich darauf hin: „Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung!“ Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, *Kardinal Karl Lehmann*, verdeutlicht in diesem Zusammenhang: „Es gibt eine Solidargemeinschaft nicht nur im Erfolg und im Glück, sondern auch im Leid und in der Trauer. Erst recht sind alle verantwortlich für das, was aus unserem Volk in der Zukunft wird.“

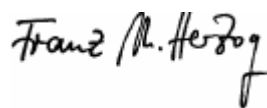
*Die tschechischen und mährischen Bischöfe* unterstreichen dies in ihrer Verlautbarung und betonen: „Friede kann nur dort sein, wo Versöhnung stattfindet!“ Dieser Friede beginnt in den Herzen der Menschen und ist Gnade, die uns Jesus Christus, der Quell der Versöhnung, schenken will.

1965 brachte das Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils den denkwürdigen Austausch der Versöhnungsbotschaften zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen. Heute wie damals ist dieses unvergessene Wort der polnischen Bischöfe: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ für uns leitend und verpflichtend. Mit ihrer *gemeinsamen Erklärung* am 21./24. September 2005 aus Anlass des 40. Jahrestages dieses Briefwechsels bekräftigen die Bischöfe ihren Willen zur Versöhnung und Freundschaft zwischen beiden Ländern und fordern Deutsche und Polen dazu auf, ihre geistigen und materiellen Kräfte niemals wieder gegeneinander zu richten.

Die deutschen Katholiken haben seit jeher der Fortführung des aufrichtigen Dialogs als der gemeinsamen Suche nach Wahrheit und der steten Förderung des Friedens als Zeichen der Hoffnung für die Menschen in unserem Lande, in Europa und in der ganzen Welt besondere Bedeutung zugemessen. Geleitet von der Bereitschaft zum Verzicht auf Rache und Vergeltung (vgl. Charta der deutschen Heimatvertriebenen von 1950) und zur Aussöhnung aus der Kraft des Glaubens leisteten die Heimatvertriebenen und Aussiedler einen eindrucksvollen Beitrag zu diesen Bemühungen. Auf diesem schwierigen Weg waren heimatvertriebene und einheimische Priester und Bischöfe an ihrer Seite. Seit den Nachkriegsjahren vermitteln die alljährlichen Wallfahrten den geflüchteten, vertriebenen und ausgesiedelten Katholiken ein Stück kirchliche Heimat. *Predigten von deutschen Bischöfen* bei Gedenkgottesdiensten und einiger großer Wallfahrten anlässlich 60 Jahre nach Kriegsende, Vertreibung und Flucht sind abschließend aufgenommen.

Mögen Christen – und alle Menschen guten Willens – im Vertrauen auf Gott, unter dem Schutz der Gottesmutter und auf Fürsprache der Heiligen und Seligen der alten und neuen Heimat diesen Weg der versöhnten Nachbarschaft mitgehen, sichern und weiterhin ausbauen.

Bonn, den 3. Dezember 2005



Franz M. Herzog

Leiter der Arbeitsstelle Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge  
der Deutschen Bischofskonferenz



# **I. Verlautbarungen – Erklärungen – Ansprachen**

## **Heimat darf niemandem gewaltsam genommen werden**

Grußbotschaft von *Papst Benedikt XVI.* an die deutschen Vertriebenen und Aussiedler zum „Tag der Heimat 2005“ in Berlin

Seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. hat davon Kenntnis erhalten, dass der Bund der Vertriebenen am 6. August in Berlin einen „Tag der Heimat“ begeht. Der Heilige Vater entbietet den Teilnehmern beste Segenswünsche und versichert sie seiner geistlichen Nähe.

Die Erfahrung gewaltsamer Vertreibung ist auch heute für unzählige Menschen schreckliche Wirklichkeit. Der Aufruf „Vertreibungen weltweit ächten“ ist daher ein Gebot der Menschlichkeit, denn aus gesunder heimatlicher Verwurzelung schöpfen Menschen Lebensfreude, soziale Gestaltungskraft und Zukunftshoffnung.

Heimat hat geographische, kulturelle, geistige und religiöse Dimensionen. Sie gehört zum Menschen und seiner Geschichte und darf daher niemandem gewaltsam genommen werden. Ideologien, die Vertreibungen fördern oder rechtfertigen, richten sich gegen die Würde des Menschen.

Im Vertrauen darauf, dass die Menschen und Völker ihren Willen zu Frieden und Versöhnung aus dem Geist und aus der Kraft des Evangeliums Jesu Christi nähren, erbittet Seine Heiligkeit Papst Benedikt XVI. allen Teilnehmern des diesjährigen Tages der Heimat von Herzen Gottes beständigen Schutz und reichen Segen.

Vatikanstadt, den 6. August 2005

+ *Erzbischof Leonardo Sandri*  
Substitut des Staatssekretariats

## **Erinnerung auf dem Weg in die Zukunft\***

*Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Metropolit von Freiburg*

In diesen Herbsttagen gehen meine Gedanken immer wieder sechzig Jahre zurück. Ich war im August 1944 sechs Jahre alt geworden. Anfang September begann für mich die Schule. Nachdem unsere Lehrerin am ersten Schultag uns die Plätze im Klassenzimmer zugewiesen hatte, begann sie von den Schwalben zu erzählen, die sich draußen vor dem Fenster in großer Zahl auf den Drähten der Stromleitung sammelten. Sie malte aus, was die alten Schwalben den jungen erzählten von der langen Reise in den Süden, die sie nun bald antreten würden.

Keine drei Wochen später war die Schule zu Ende und unsere Lehrerin sagte uns, dass die russischen Truppen immer näher kämen und wir nun aufgefordert seien, uns aufzumachen ähnlich wie Schwalben vor dem Winter, um uns vor den herannahenden Truppen in Sicherheit zu bringen. Einige Tage danach verließ sie den Ort. Aus meinem Heimatort folgten nur wenige der Aufforderung, mit Pferd und Planwagen nach Westen und in den Winter zu ziehen. Wir blieben zu Hause – meine Mutter, mein Bruder, meine Großeltern und ich, wie die meisten in unserem Heimatort und der Großteil der Donauschwaben in der Pannonischen Tiefebene der Batschka und des Banats. Es kamen die russischen Soldaten und nach ihnen Titos Partisanen. Es begann ein schlimmer Winter voller Angst.

Die ersten Schwalben kehrten an Mariä Verkündigung, Ende März, wieder zurück. Doch ich verließ am 1. April 1945, am Ostersonntag, mit den Bewohnern unseres Dorfes, meine Heimat für immer – eingepfercht in Viehwaggons, deportiert ins Vernichtungslager Gakova.

### **60 Jahre Flucht und Vertreibung**

Wir sind heute hier zusammengekommen – sechzig Jahre seitdem der Antifaschistische Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens (AVNOJ) folgenschwere Verfügungen erlassen und menschenverachtende Beschlüsse gefasst hat: die Aberkennung der Bürgerrechte für die deutsche Bevölkerung, die Enteignung unseres gesamten beweglichen und unbeweglichen Besitzes sowie die völlige Rechtlosstellung. Diese Beschlüsse stehen für geplanten Völkermord und ethnische Säuberung. – Sechzig Jahre nach dem Beginn der größten Vertreibungsaktionen der Geschichte erinnern wir uns an die mehr als 20 Millionen Menschen in Europa, die abgeschoben, deportiert und in die Flucht geschlagen wurden. Ab Oktober 1944 vollzogen in Jugoslawien lokale kommunistische Instanzen, die Staatspolizei (OZNA) und eigene Partisanen-Kommandos (Aktion Intelligenzija) Erschießungen bzw. grausame Tötungen

deutscher Bürgerinnen und Bürger. Diese Aktionen forderten zwischen Oktober 1944 und Juni 1945 rund 9.500 Opfer. Die Vertreibung hat im Gesamten viele Opfer, die brutalen und grausamen Vernichtungslager in Jugoslawien haben von uns Donauschwaben über 70.000 Tote gefordert. Wenn wir uns heute, sechzig Jahre danach hier zusammenfinden, dann ist uns allen bewusst, dass die Anzahl derjenigen, für die diese Vertreibungs- und Schreckenszeit nicht nur ein Kapitel im Geschichtsbuch ist, sondern Teil des eigenen Erlebens, bei denen sich die fürchterlichen Bilder tief ins Gedächtnis eingegraben haben, immer geringer wird. Welchen Sinn hat dann überhaupt eine solche Erinnerung? Weshalb, so fragen manche unserer Zeitgenossen, lasst ihr Vergangenes nicht Vergangenes sein?

### **Erinnerung ist lebensnotwendig**

Erinnerung ist ein Grundzug unseres menschlichen Wesens. Weil wir uns an bereits Erlebtes erinnern können, weil wir Erfahrungen, die wir früher einmal gemacht haben, uns in Erinnerung rufen können, müssen wir unser Leben nicht täglich neu beginnen. Je älter wir werden, desto mehr erinnern wir uns. Unsere Schmerzen und Freuden, unsere Gefühle von Kummer und Zufriedenheit hängen nicht einfach ab von den jeweiligen Ereignissen, sondern vielmehr auch von der Art, in der wir uns an diese Ereignisse erinnern. Unsere Erinnerungen helfen uns, neue Eindrücke zu ordnen und zu verstehen und geben ihnen Platz in unseren vielfältigen Lebenserfahrungen. „Nicht die Erinnerung“, so formulierte es Richard von Weizsäcker 1994 bei der Entgegennahme des Leo-Baeck-Preises in Frankfurt, „nicht die Erinnerung, sondern das Vergessen ist und bleibt die Gefahr, und sie kann sich auf allen möglichen Wegen heran schieben.“

### **Persönliche Erinnerungen**

Gestatten Sie, dass ich noch einmal ganz persönlich werde! Ich habe einige Zeit mit mir gerungen, ob ich eine Einladung, gerade für diesen 24. November annehmen könne. Denn der 24. und 25. November sind schwere Tage in der Geschichte meines Heimatortes Filipova und in meinem persönlichen Leben. Morgen, am 25. November, dem Gedenktag der heiligen Katharina von Alexandrien, werden es sechzig Jahre sein, dass mein damals sechzehn-jähriger Bruder zusammen mit 211 anderen Männern zwischen sechzehn und sechzig Jahren aus unserem Dorf von Titos Partisanen grausam umgebracht, massakriert und in einem Massengrab draußen vor dem Dorf verscharrt wurden. Ihr einziges Verbrechen, dass sie Deutsche waren.

Heute vor achtzig Jahren haben meine Eltern den Bund fürs Leben geschlossen. Wir konnten den Hochzeitstag meiner Eltern nach dem Krieg nie mehr feiern, weil er überschattet war von dem Massaker, dem mein Bruder zum Opfer gefallen war. – Ich war damals sechs Jahre alt und erinnere mich an viele Details: Wie am Morgen alle Männer zwischen sechzehn und sechzig antreten mussten, und wie gegen Abend, als die Dämmerung einsetzte, 212 Männer begleitet von Titos Partisanen und von Wagen mit Schaufeln, Spaten und Pickeln unter Gewehrfeuer hinausgetrieben wurden, um sich ihr Grab zu schaufeln. Sie mussten sich nackt ausziehen und wurden brutal niedergemetzelt und verscharrt. Ich höre die Schüsse heute noch – nach sechzig Jahren. In meinen Ohren klingen noch die banger Fragen, das Weinen und die Verzweiflung der Mütter, der Ehefrauen, der Kinder.

Im Vernichtungslager Gakova, in das ich drei Monate später deportiert wurde, steht seit Mai 2004 ein großes Gedenkkreuz zur Erinnerung an die mehr als 70.000 Kinder, Männer und Frauen, die erschossen, erschlagen wurden oder verhungerten. Mein Landsmann Prälat Josef Eichinger, Domkapitular der Diözese St. Pölten in Österreich, der die Einweihung vornahm, berichtete mir, dass er zusammen mit der Einweihung des Gedenkkreuzes auch die Toten in den dortigen Massengräbern gesegnet habe. Er fügte hinzu: „Viele der Anwesenden sagten mir: Jetzt kann ich für die Verstorbenen beten; jetzt kann ich Abschied nehmen.“

Über dem Massengrab, in dem die brutal umgebrachten 212 Männer meines Heimatortes verscharrt wurden, steht kein Gedenkkreuz, kein Mahn- und kein Erinnerungszeichen. Am 1. April 2004 waren es sechzig Jahre, dass ich aus meinem Heimatort deportiert wurde. Ich habe meine Heimat seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Die Pfarrkirche, in der ich getauft wurde und als Kind den Gottesdienst besuchte, steht nicht mehr. Der Friedhof ist verwahrlost und verwildert, die Friedhofskapelle verfallen. Ich werde, so Gott will, im Juli 2005 auf Einladung der Karmeliten im nahen Sombor und des Bischofs von Subotica, Msgr. Dr. Penzes Janos, meine Heimat zum ersten Mal besuchen. Ich trage weder Hass noch Gedanken der Rache oder der Vergeltung in meinem Herzen. Aber ich frage: Ist es unbillig, am Massengrab der 212, unter denen mein eigener Bruder ist, zu beten und zu trauern? Ist es unbillig, darauf zu drängen, dass dort ein Zeichen der Erinnerung und des Gedenkens errichtet wird?

Die Toten haben es verdient, dass wir ihrer gedenken, und wir, die letzten Überlebenden, haben die Pflicht, uns darum zu bemühen, um mit zu helfen, dass so etwas oder etwas Vergleichbares nie wieder geschieht. Zudecken und Vergessen beschwören Gefahren herauf, nicht die Erinnerung und die Stätten der Erinnerung.

## **Den Toten zur Ehre – den Lebenden zur Mahnung**

Der Gefahr des Vergessens und Verdrängens wollen wir heute hier begegnen. Unser Blick richtet sich dabei sowohl in die Vergangenheit als auch auf Gegenwart und Zukunft. In die Vergangenheit, weil Erinnerung immer auch Solidarität heißt, Solidarität mit den Opfern von Flucht und Vertreibung, von Hass und Gewalt. Wer all die menschlichen Schicksale, das vielfältige Leid, die unfasslichen Geschehnisse um unsere Landsleute verdrängt, der macht sie ein weiteres Mal zu Opfern, zu Opfern des Vergessens. In seinem Gedicht „Jemand anderer“ mahnt Erich Fried uns mit den Worten: „Tote Menschen sind tote Menschen, wer immer sie waren. Wer nicht nachfragt, wie Menschen sterben, hilft sie töten.“ Der Toten zu gedenken, heißt nach zu fragen, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken und sich Gedanken zu machen – Gedanken gegen das Vergessen all der Grausamkeiten, Impulse zu setzen gegen die Gleichgültigkeit.

„Den Toten zur Ehre, den Lebenden zur Mahnung“ das ist die kurze und doch so tiefgehende Botschaft vieler Erinnerungs- und Gedenkstätten. Wir wissen uns verbunden mit unseren Vorfahren, mit unseren Freunden, Verwandten und Bekannten, die unschuldig und auf grausame Art und Weise zu Opfern skrupelloser Machtinteressen und menschenverachtender Politik wurden. Jeder und jedem Einzelnen von uns hätte es ja genauso das Leben kosten können wie ihnen.

Solche Erinnerung ist immer auch Zumutung, sie ist nicht nur bequem und angenehm, sondern vielmehr ein Aufschrei, ein Stein des Anstoßes, ein Anstoß für die Gegenwart. Dafür stehen Mahnmale und Gedenkstätten. Sie lenken unsern Blick nicht nur in die Vergangenheit, sondern ebenso in unsere Gegenwart, ja vor allem auch auf künftige Generationen. Sie wollen helfen, unseren Blick zu schärfen und ähnliche Fehlentwicklungen, solche von Menschen herbeigeführten Katastrophen frühzeitig zu unterbinden. Nur eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit macht frei und eröffnet eine Zukunft in Frieden und Gerechtigkeit. Was passiert, wenn die Erinnerung verdrängt und die Aufarbeitung verweigert wird?

„Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen“ hat der jüdische Schriftsteller und KZ-Überlebende Primo Levi prophezeit. Das mussten leider die Menschen im ehemaligen Jugoslawien schmerzlich erfahren. Was in den Jahren 1944 bis 1948 an uns Deutschen geschah, fand seine Wiederholung in Bosnien-Herzegowina, in Serbien und im Kosovo: Hass und Rache statt Versöhnen und Verzeihen. – Wir Vertriebenen waren die ersten, die 1950 in der „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ ausdrücklich einen anderen, einen zukunftssträchtigen Weg aufzeigten und einschlugen, wenn es dort heißt:

„Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig.“ Es bleibt nicht beim Blick zurück in Zorn oder in ohnmächtiger Trauer. Wir dürfen uns nicht abfinden mit der scheinbaren Übermacht von Hass und Gewalt. Unsere Toten wären sonst ganz umsonst gestorben, wenn wir nicht engagiert für Verständigung, Dialog und für Aussöhnung eintreten.

## **Europa auf dem Weg in die Zukunft**

Das Jahr 2004 markiert einen Meilenstein in der Geschichte Europas. Unserem Kontinent, der in Folge zweier Weltkriege zerrissen und über vierzig Jahre der Schauplatz eines Kalten Krieges war, gelingt das Unwahrscheinliche. Mit der so genannten Ost-Erweiterung überwindet die Europäische Union 15 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer und 13 Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion die Spaltung des Kontinents. Acht der zehn neuen Länder, die am 1. Mai 2004 der Europäischen Union beigetreten sind, liegen im Osten (Estland, Lettland, Litauen, Slowenien, Ungarn, Polen, die Tschechische und die Slowakische Republik). Seither besteht die Europäische Union aus 25 Staaten und bildet mit 455 Millionen Menschen den größten Wirtschaftsraum der Welt. Weitere Länder des Ostens – Bulgarien, Kroatien und Rumänien – stehen bereits vor der Tür und klopfen an. Doch je größer Europa wird und je mehr Länder der europäischen Gemeinschaft beitreten, umso intensiver müssen nicht nur die diplomatischen Beziehungen und Verbindungen werden, sondern vor allem auch die menschliche Verbundenheit.

Wer den sinnentleerten Kommunismus aus eigener Erfahrung kennt, wird zum Vordenker der Europäischen Osterweiterung, wird zum unermüdlichen Impulsgeber eines christlichen Europas – eines Europas, so formuliert es Papst Johannes Paul II. selbst, das beide Lungenflügel, den Osten und den Westen, zum Atmen und damit zum Leben braucht. Wir Vertriebene stehen allein schon durch unsere Geschichte für die Verbindung der beiden „Lungenflügel“, wir schaffen Verbindung zwischen Ost und West. Wir alle sind eingeladen und gefordert, Europa lebensfähig zu machen und lebenswert zu gestalten, Europa zur Heimat vieler werden zu lassen.

## **Was ist Heimat?**

Doch was ist Heimat? Was macht Heimat aus? Bernhard Schlink gibt uns in seinem Essay „Heimat als Utopie“ einen ersten Hinweis: „Am intensivsten wird sie erlebt, wenn man weg ist und sie einem fehlt; das eigentliche Heimatgefühl ist das Heimweh“ (Heimat als Utopie, Frankfurt 2000, S. 32). Mit der Heimat ergeht es uns ähnlich wie mit unserer Gesundheit: Wenn sie fehlt, uns gar

genommen wird, kommen der Schmerz und die Trauer. Wer noch nie die Heimat, Freunde, Verwandte und Nachbarn, einen lieb gewonnenen Dialekt und eine vertraute Landschaft hinter sich lassen, oder gar gezwungenermaßen verlassen musste, kann kaum verstehen, welcher großer Schmerz damit verbunden ist, wie lange das Herz und die Gedanken noch in der verlassenen Heimat bleiben. Vielleicht müssen wir tatsächlich erst heimatlos werden, um zu spüren, was wir vermissen und wonach wir uns sehnen. Der Schriftsteller und Auschwitz-Überlebende Jean Amery bringt es auf die kurze, aber überaus kritische Formel: „Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben“ (Wieviel Heimat braucht der Mensch?, in: Jenseits von Schuld und Sühne, Stuttgart 1980, S. 81).

„Was ist Heimat?“ – darauf lässt sich die berühmte Erkenntnis des heiligen Augustinus übertragen, die er im elften Buch seiner Bekenntnisse auf die Frage, was Zeit sei, mit den Worten formuliert: „Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich’s, will ich es aber einem Fragenden erklären, weiß ich’s nicht.“ Was bringt jede und jeder Einzelne von uns mit dem Begriff ‚Heimat‘ in Verbindung? Ein Ort, eine Landschaft, die Sprache, Geschichte und Tradition, ein Gefühl, eine Idee, Kindheitserinnerungen oder die Herkunftsfamilie? All das gehört dazu. Doch Heimat ist noch mehr. Heimat ist dort, wo ich meine Wurzeln habe, wo ich mich wohl und zu Hause fühle; wo ich mich für meine Anwesenheit nicht zu rechtfertigen brauche, wo ich angenommen und anerkannt werde, so wie ich bin. – Europa wird vor allem in dem Maß zur Heimat vieler werden, wie die Liebe zu den eigenen Wurzeln und zur eigenen Herkunft lebendig bleibt und gepflegt wird. Die Liebe zur eigenen Herkunft will nicht abschotten und abgrenzen, sondern will helfen, die anderen zu verstehen, die Bedürfnisse und Interessen der Mitmenschen wahrzunehmen, ja zu versuchen, aus der Position des anderen heraus zu denken und zu fühlen. Denn, so sagt Václav Havel zu Recht, „die Heimat ist ein Tor, das den Weg zu anderen öffnet“. Die Treue und Verbundenheit zur Heimat hindert nicht daran, neue Wurzeln zu schlagen und Zukunft zu gestalten. Im Gegenteil, sie hilft dabei. Das habe ich selbst so erfahren und erlebt. Vor Jahren fragte mich einer unserer Weihbischöfe, Dompropst Dr. Paul Wehrle, angesichts meiner Lebensgeschichte: „Welches ist deine Heimatgemeinde?“ Nach kurzem Nachdenken sagte ich: „Ich habe drei Heimatgemeinden.“ Und bei meiner Bischofsweihe im Jahr 2004 habe ich erlebt, dass dies stimmt. Ich fühle mich an drei verschiedenen Orten beheimatet und zu Hause: der Ort, an dem ich geboren wurde; der Ort, an dem wir im Frankenland nach der Flucht aus dem Vernichtungslager für mehrere Jahre Aufnahme fanden und schließlich die Gemeinde in Mannheim, in der meine Eltern wieder ein Haus bauten, ich als Jugendlicher aufwuchs und meine Primiz feierte. Meine Verbundenheit mit meinem Geburtsort Filipova und meinen Landsleuten hat mich nicht daran gehindert, sondern geholfen, neue Wurzeln zu schlagen und Bindungen einzugehen, die tragend geworden sind.

## **Aus der Erinnerung Zukunft gestalten**

Das Martyrium von Flucht, Vertreibung und Umsiedlung, das Millionen von Menschenleben kostete und das Leben Unzähliger mit Schmerz, Verlust und Trauer überschattete, hat viele Gesellschaften in Europa grundlegend verändert. Bis heute werden die Beziehungen zwischen den europäischen Völkern davon beeinflusst. Und nach wie vor heißt eines der großen Themen der Gegenwart Migration. Denn derzeit ziehen fast sechzig Millionen Menschen durch Europa, die außerhalb ihrer Geburtsnation leben. Unsere eigene Geschichte, die Opfer und Märtyrer erinnern, ja mahnen uns, immer wieder aufs Neue unsere Stimme aufrichtig und mutig zu erheben, wenn Menschen gewaltsam vertrieben werden und ihre Menschenwürde mit Füßen getreten wird. Der Verlust von Heimat, die Suche nach neuer Heimat, die bleibende Sehnsucht nach der alten oder auch die Zerrissenheit zwischen alter und neuer Heimat, gar mehrerer „Heimaten“ werden Europa auch weit über das zwanzigste Jahrhundert hinaus prägen. Gott mahnt und erinnert uns genauso wie die Israeliten mit den Worten: „Ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid Fremde (in Ägypten) gewesen“ (Dtn 10,19). Das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir uns mit Migration und Vertreibung beschäftigen. – Damit Europa immer mehr zu einer Gemeinschaft in Frieden, gegenseitiger Achtung, Freiheit und Gerechtigkeit werden kann, dürfen wir die Vergangenheit nicht vergessen und verdrängen. Zukunft braucht Herkunft, braucht eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Wir brauchen auf dem Weg in eine menschenwürdige und lebenswerte Zukunft notwendig Orte der Erinnerung und immer wieder Zeiten der Vergewisserung. Denn wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der ist anfällig für neue Grausamkeiten. Diese grundlegende menschliche Erfahrung will uns das bekannte jüdische Sprichwort ins Bewusstsein rufen: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“

*\* Ansprache bei der Gedenkveranstaltung des Bundes der Vertriebenen: „60 Jahre AVNOJ-Beschlüsse und ihre Folgen - vergessene Schicksale im ehemaligen Jugoslawien“ am 24. November 2004 in Berlin*



## **Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung\***

*Kardinal Karl Lehmann*

Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

*Landesbischof Dr. Wolfgang Huber*

Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

*Bischof Dr. Walter Klaiber*

Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland

Zum sechzigsten Male jährt sich am 8. Mai 2005 das Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Völker Europas und der Welt und mit ihnen wir Deutschen waren mit diesem Tag endgültig von der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft befreit. Die Leiden des Krieges wirkten noch lange nach. Die Botschaft von der Versöhnung fand nur zögernd Gehör. Und doch ging von diesem Datum eine Epoche aus, in welcher der Frieden in Europa Gestalt gewinnen konnte. Botschafter der Versöhnung und des Friedens wollen wir als Kirchen auch heute, sechzig Jahre nach Kriegsende, sein.

**Wir erinnern uns, damit wir uns unserer eigenen Verantwortung bewusst werden.**

Immer weniger Menschen leben unter uns, die die Schrecken des Krieges, seine Vorgeschichte und den neuen Anfang nach der Katastrophe noch selbst erlebt haben und aus eigener Anschauung davon erzählen können. Umso stärker sind die Bemühungen geworden, die Geschehnisse historisch darzustellen und persönliche Erinnerungen der Zeitzeugen aufzubewahren. Zahlreiche neue Filme, Fernsehsendungen und Bücher belegen dies. Die Gewaltgeschichte, die von Deutschland ausging und auf Deutschland zurückschlug, nimmt immer noch, sei es bewusst oder unbewusst, Einfluss auf das Leben, Denken und Empfinden der Menschen. So verlangt unsere Geschichte immer neu nach Auseinandersetzung und Deutung. Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung.

Wir gedenken der Unheils- und Schuldgeschichte nicht, um auf ewig an sie gefesselt zu bleiben, sondern um ihren Bann zu brechen. Als Christen wissen wir: Der Glaube an Gottes Güte macht frei, sich auch den dunklen Seiten der eigenen Biographie und der Schuldgeschichte des eigenen Volkes zu stellen.

**Wir erinnern uns, damit die Schrecken des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ihre mahnende Kraft behalten.**

Der Zweite Weltkrieg hat mehr als fünfzig Millionen Tote gefordert. Im Osten Europas, wo der deutsche Feldzug als rassistischer Vernichtungskrieg geführt wurde, aber auch in Deutschland blieben zahllose Städte und Dörfer verwüstet zurück. In den deutschen Konzentrationslagern geschahen unfassbare Verbrechen. Die planmäßige Judenvernichtung übersteigt noch heute jede Vorstellungskraft. So schwer es den Zeitgenossen und auch den Nachgeborenen fallen mag, sich diese Geschehnisse immer wieder vor Augen zu führen – wir halten damit die Mahnung wach, alles in unseren Kräften Stehende zu tun, um eine Wiederholung solchen Schreckens unmöglich zu machen.

**Wir erinnern uns, damit wir uns über die Verführbarkeit des Menschen, seine Fähigkeit zu unmenschlichen Taten und seinen Mangel an Mut nicht täuschen.**

Der Erinnerung an die von Deutschen begangenen Untaten ist in den vergangenen Jahren verstärkt die Erinnerung an den deutschen Widerstand zur Seite gestellt worden. Die Verschwörer des 20. Juli, die Mitglieder der „Weißen Rose“, Männer und Frauen wie Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp, Bernhard Lichtenberg oder Sophie Scholl – sie sind Zeugen einer besseren Welt und bleiben leuchtende und ermutigende Vorbilder für den Aufstand des Gewissens gegen Unrecht und Gewalt.

Es gab auch viele Formen eines kleinen Widerstands im Alltag. Jedoch dürfen die Proportionen nicht aus dem Blick geraten: Die Bereitschaft zum Widerspruch gegen die Barbarei und gar der Einsatz des eigenen Lebens im Widerstand waren das Außergewöhnliche. Verbreitet und „normal“ hingegen waren – auch unter den Christen – das Mitmachen, das Schweigen, das Nicht-Sehen-Wollen. Die nationalsozialistische Schreckensherrschaft konnte für so lange Zeit wirkungsvoll funktionieren, weil wir Menschen oft für das Böse blind, zur Unterstützung des Bösen verführbar, zum Widerspruch gegen das Böse zu feige und zu eigenen bösen Taten fähig sind. Als Christen machen wir uns über den Menschen keine Illusionen: Er ist dazu berufen, Gottes Mitarbeiter zu sein, aber immer wieder wird er vom Teufel geritten.

**Wir erinnern uns, damit dem Unrecht, das den Opfern zugefügt wurde, nicht auch die Auslöschung ihres Gedächtnisses folgt.**

Das nationalsozialistische Regime, der Zweite Weltkrieg und die Kriegsfolgen haben Millionen Menschen zu Opfern von Unrecht und Gewalt werden lassen. Es ist eine bleibende Verpflichtung, das Gedächtnis dieser Opfer zu bewahren und sie, wo immer möglich, aus der Namenlosigkeit herauszuholen. Das Unrecht, durch das sie ihr Leben verloren, soll nicht darin noch einen späten Triumph feiern, dass auch die Erinnerung an sie ausgelöscht wird.

Zeitweise bestand in Deutschland eine große Scheu, über den Kreis der vom nationalsozialistischen Regime Verfolgten hinaus auch andere deutsche Opfer, vor allem die Opfer von Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung, in das Gedenken einzubeziehen. Es gab eine verständliche Besorgnis, auf diese Weise könnten die einen gegen die anderen Opfer aufgerechnet und so würde die deutsche Schuld relativiert werden. Jenen ewig Gestrigen und ihren jungen Nachahmern, die sich heute wieder des Leidens der deutschen Zivilbevölkerung zu ihren Zwecken bemächtigen wollen, würden wir jedoch durch das Verschweigen dieser Opfer bloß in die Hände spielen. Wichtiger noch: Es gibt eine historisch-moralische Verantwortung, allen Opfern gerecht zu werden und sich der Geschichte unverkürzt zu erinnern. Nur wo dies geschieht, können auch die Nachgeborenen ein angemessenes Verhältnis zu ihrer eigenen Herkunft, die tief in der Geschichte unseres Volkes wurzelt, gewinnen. Ohne Ursache und Folgen zu verwischen, werden wir so des Fluchs der sich fortzeugenden Gewalt gewahr, die bis heute das Leben vieler Menschen belastet.

**Wir erinnern uns, damit wir dankbar bleiben.**

Über alles Bitten und Verstehen hinaus ist Deutschland von vielen Folgen befreit worden, die die nationalsozialistische Schuldgeschichte über uns heraufbeschworen hatte. Der Westen Deutschlands erhielt schon bald die Chance, eine freiheitliche Ordnung aufzubauen und Wohlstand zu erwerben. Nach langen Jahrzehnten der auch als Folge des Zweiten Weltkriegs in ganz Mittel- und Osteuropa und auch im Osten Deutschlands errichteten kommunistischen Diktatur ist Europa – trotz aller nachwirkenden Probleme – in eine neue hoffnungsvolle Phase seiner Geschichte eingetreten. Die Teilung Deutschlands in zwei Staaten wurde überwunden. Aber wir Menschen sind vergesslich. Wir neigen dazu, das, was wir heute genießen, als selbstverständlich zu betrachten. Wir vergessen leicht, woher wir kommen und in welcher Situation sich unser Land und Volk vor gerade zwei Generationen befand. Erinnerung vertreibt den falschen Schein der Selbstverständlichkeit. Sie macht dankbar für das Erreichte und mahnt zugleich, den Segen, der auf uns gelegt wurde, nicht wieder zu verspielen.

**Wir erinnern uns, damit wir nicht nachlassen in dem Bemühen, den Frieden in Gegenwart und Zukunft zu sichern und zu fördern.**

Auch sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bleibt es unsere zentrale Aufgabe, den Frieden zu wahren, zu fördern und zu erneuern. Wir wissen: Es gibt keinen dauerhaften Frieden ohne Gerechtigkeit, ohne den Schutz der Menschenrechte, ohne Freiheit und ohne die Achtung des Rechts. Damit sind zugleich die Herausforderungen bezeichnet, vor denen wir nach innen und nach außen stehen.

Nach innen gilt es, die kostbare Errungenschaft des freiheitlichen und demokratischen Rechtsstaates zu bewahren und zu stärken. Nach außen muss Deutschland seinen Weg friedlicher Nachbarschaft und der Mitarbeit in einem sich enger zusammenschließenden Europa fortsetzen. Wir dürfen dankbar sein, dass in einem großen Teil Europas die Außenbeziehungen separater Nationalstaaten schon weitgehend zu Innenbeziehungen in einer politischen Union geworden sind. In jenem Kontinent, von dem im 20. Jahrhundert zwei Weltkriege ihren Ausgang genommen haben, ist auf diese Weise eine gute Grundlage für eine dauerhafte Friedensordnung geschaffen worden. Für die Europäische Union kommt es jetzt darauf an, die Balance zu finden zwischen einer Vertiefung der Gemeinschaft unter den derzeitigen Mitgliedern und der behutsamen Fortsetzung ihrer Erweiterung. Zugleich kommt uns Europäern eine große, wahrscheinlich sogar wachsende Verantwortung zu, internationale Probleme zu bewältigen und dabei der Herrschaft des Rechts Geltung zu verschaffen. Die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges mahnt uns, alle Kräfte für die Schaffung eines gerechten Friedens einzusetzen.

Der 8. Mai ist in diesem Jahr der Sonntag vor dem Pfingstfest. Die Erwartung der christlichen Gemeinde richtet sich bereits an diesem Sonntag auf das Kommen des Heiligen Geistes. Von ihm bekennen die Christen über die Jahrhunderte und über alle Grenzen hinweg: „Wir glauben an den Heiligen Geist, der Herr ist und lebendig macht“. Die Leben schaffende Kraft Gottes hat sich uns gerade in dem neuen Anfang nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs gezeigt. Auf sie dürfen wir auch in Gegenwart und Zukunft vertrauen.

*\* Ein Wort der christlichen Kirchen zum 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges, Bonn – Hannover – Frankfurt/M. am 27. April 2005*

## **Friede kann nur dort sein, wo Versöhnung stattfindet\***

*Erzbischof Jan Graubner*, Metropolit von Olmütz  
Vorsitzender der Tschechischen Bischofskonferenz

Als Christen und als Bürger dieses Landes erinnern wir uns bald des 60. Jahrestages seiner Befreiung vom Nazismus, der Beendigung des 2. Weltkrieges, der rassistischen Ausrottung der Juden, Roma und anderer. Wir erinnern uns auch weiterer Schrecken, die den Krieg begleiteten, auch an die Folgen, die der Krieg hatte. An seinem Anfang stand die totalitäre Ideologie des Nazismus. Wir erinnern uns der Millionen Opfer und des Heldentums derjenigen, die gegen den Nazismus gekämpft haben. Das Ende des Krieges hat unseren Ländern indes noch lange keinen wirklichen Frieden gebracht: Der „Kalte Krieg“ begann, die kompromisslose Teilung Europas und des kommunistischen Totalitarismus mit neuen Opfern und neuen Leiden. Für den Frieden reicht es nicht aus, dass man mit dem Schießen und Zerstören aufhört; Friede kann nur dort sein, wo Versöhnung stattfindet, wo Menschen bereit und fähig sind, miteinander zu reden – d.h., wo man sich vergeben hat.

Die Schrecken des Krieges dürfen wir nicht vergessen. Auch in der gegenwärtigen Zeit des Friedens in Europa ist es wichtig sich daran zu erinnern, dass Frieden keine Selbstverständlichkeit ist, sondern die Folge einer guten politischen Ordnung, die nicht den Hass zwischen den Völkern pflegt und die Leute gegeneinander aufhetzt. Die Päpste haben daran erinnert, dass Friede eine „Frucht der Gerechtigkeit!“ ist, eine Gabe, die von Gott kommt. Gerade die Opfer des Krieges und des Holocaust warnen uns und verpflichten uns, die Schrecken des Krieges nicht zu vergessen und uns für den tatsächlichen Frieden – das heißt für die Versöhnung – zwischen den Menschen und den Völkern einzusetzen und um ihn zu bitten.

Sie (die Opfer des Krieges) warnen uns also auch davor, die Erinnerung an den Krieg zur Wiederbelebung alter Hassgefühle zu missbrauchen, welche Europa in den Krieg geführt haben. Der Krieg wurde durch die abartige Ideologie des Rassismus und des expansiven Nationalismus hervorgerufen, von der das deutsche Volk beherrscht wurde. Bei Kriegsende waren die Opfer auf der Seite der Sieger noch schlimmer als auf der Seite der Geschlagenen. 60 Jahre nach dem Fall des Nazismus dürfen wir den Nazismus ganz entschieden nicht mehr mit Deutschland und allen Deutschen identifizieren: auch unter ihnen waren wahre Helden. Daher müssen wir uns um die Versöhnung mit unseren ehemaligen Mitbürgern deutscher Nationalität und ihren Nachkommen bemühen, die aufgrund des ungerechten Prinzips der Kollektivschuld vertrieben wurden, wobei nicht nur die Schuldigen, sondern auch die Unschuldigen litten.

15 Jahre nach dem Fall des Kommunismus müssen wir ebenso zwischen dem sowjetischen Kommunismus und den Völkern der damaligen Sowjetunion unterscheiden, die unter ihm (dem Kommunismus) mehr gelitten haben als jeder andere.

Die Gedenken am Jahrestag des Krieges und die Erinnerung an seine Opfer ist ein großer Appell im Sinne des Evangeliums zur „Umkehr“, zur Reue und Vergebung, auf die auch die neue politische Ordnung des sich vereinigenden Europas bauen muss, damit sich hier keine Kriege mehr wiederholen können.

Die europäischen Christen und ihre Kirchen tragen eine große Verantwortung dafür, dass diese Chance nicht vertan wird und sie nicht zulassen, dass nationale Selbstsucht, Argwohn und Hass wiederbelebt werden, was wieder einige politische Strömungen versuchen.

Wir bitten Euch daher, liebe Brüder und Schwestern, nutzen wir jede Gelegenheit dazu, dass sich nach 60 Jahren Menschen und Völker endlich vergeben. Tun wir das Unsere zur Versöhnung und widerstehen wir allen Versuchen, den alten Hass wiederzubeleben. „Wenn es möglich ist, lebt mit allen in Frieden“ (Römer 12,18).

*\* Verlautbarung der Tschechischen Bischofskonferenz zum 60. Jahrestag des Kriegsendes, Prag - April 2005*

## **Versöhnung und Freundschaft – Blick auf Europas Zukunft**

Gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und der Polnischen Bischofskonferenz aus Anlass des 40. Jahrestages des Briefwechsels von 1965\*

*Kardinal Karl Lehmann*, Ordinarius von Mainz  
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

*Erzbischof Józef Michalik*, Metropolit von Przemyśl  
Vorsitzender der Polnischen Bischofskonferenz

In Kürze jährt sich zum 40. Mal das Datum der berühmt gewordenen Botschaft der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Brüder im Hirtenamt Christi. Die polnischen Bischöfe luden ihre deutschen Mitbrüder aus Anlass der 1000-Jahr-Feier der Taufe des polnischen Herzogs Mieszko I. im Jahre 966 nach Polen ein und riefen sie, zwei Jahrzehnte nach den furchtbaren Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges, zu Dialog, Versöhnung und Brüderlichkeit auf. Ihr bewegendes und geradezu prophetisches Wort hat Geschichte geschrieben: „Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung“. Die deutschen Bischöfe, wie ihre polnischen Mitbrüder zum Abschluss des II. Vatikanischen Konzils in Rom versammelt, antworteten wenige Tage später: „Mit brüderlicher Ehrfurcht ergreifen wir die dargebotenen Hände. Der Gott des Friedens gewähre uns auf die Fürbitte der ‚regina pacis‘, dass niemals wieder der Ungeist des Hasses unsere Hände trenne!“

### II.

Vier Jahrzehnte danach und zugleich sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sowie zehn Jahre nach Veröffentlichung des ersten Gemeinsamen Wortes beider Episkopate erinnern wir Bischöfe alle Menschen guten Willens in Polen und in Deutschland mit großer Dankbarkeit an diesen Bahn brechenden Briefwechsel. Mit ihm haben unsere Vorgänger in christlichem Geist einen entscheidenden Schritt zum Neuanfang in den gegenseitigen Beziehungen unserer Völker getan. Unter schwierigsten politischen Bedingungen haben sie einen wichtigen Grundstein für die deutsch-polnische Versöhnung gelegt.

Wir erinnern an diese mutige Tat nicht allein, um sie in ehrendem Gedenken zu halten. Vielmehr wollen wir unterstreichen, dass wir uns dem Anliegen der deutsch-polnischen Verständigung, Versöhnung und Freundschaft heute wie unsere Vorgänger damals verpflichtet wissen. Mit Sorge müssen wir seit einiger Zeit sehen, dass die Erinnerung an die finstersten Stunden unserer gemeinsamen Geschichte nicht nur den Geist der Versöhnung gebiert,

sondern auch alte Wunden, die noch nicht geheilt sind, wieder aufreißt und den Ungeist des Aufrechnens hervorbringt. Manche Menschen in Politik und Gesellschaft rühren geradezu leichtfertig an den immer noch schmerzenden Wunden der Vergangenheit. Andere wollen sie offenkundig sogar rücksichtslos für persönliche oder politische Zwecke missbrauchen. Der 40. Jahrestag des Briefwechsels ist uns Anlass, solcher Verantwortungslosigkeit im gegenseitigen Verhältnis mit allem Nachdruck zu widersprechen. Das gilt auch dann, wenn diejenigen, die das tun, sich auf die Gerechtigkeit berufen. Vor einem falschen Verständnis der Gerechtigkeit hat Papst Johannes Paul II., der als Erzbischof von Krakau zu den Mitverfassern der Botschaft der polnischen Bischöfe gehörte, die ganze Kirche gewarnt: „Man kann (...) schwerlich darüber hinwegsehen, dass die Programme, die von der Idee der Gerechtigkeit ausgehen (...), in der Praxis oft arg entstellt werden. (...) Die Erfahrung der Vergangenheit und auch unserer Zeit lehrt, dass die Gerechtigkeit allein nicht genügt, ja, zur Verneinung und Vernichtung ihrer selbst führen kann, wenn nicht einer tieferen Kraft – der Liebe – die Möglichkeit geboten wird, das menschliche Leben in seinen verschiedenen Bereichen zu prägen“ (Enzyklika *Dives in misericordia* Nr. 12).

Die Gabe der Versöhnung wird uns nur geschenkt, wenn wir uns ehrlich der ganzen Wahrheit stellen, Reue für die begangenen Verfehlungen empfinden und uns Vergebung gewährt wird. Wir rufen in diesem Zusammenhang das Gemeinsame Wort der Polnischen und der Deutschen Bischofskonferenz vom Dezember 1995 in Erinnerung: „Nur die Wahrheit kann uns frei machen, die Wahrheit, die nichts hinzufügt und nichts weglässt, die nichts verschweigt und nichts aufrechnet“ (vgl. Joh 8,32). In Anbetracht des verbrecherischen Angriffskriegs des nationalsozialistischen Deutschland, des tausendfachen Unrechts, das in der Folge den Menschen in Polen durch Deutsche zugefügt wurde, und des Unrechts, das vielen Deutschen durch Vertreibung und Verlust der Heimat angetan wurde, wiederholten wir in diesem Geiste gemeinsam die Worte von 1965: Wir vergeben und bitten um Vergebung. Nur wenn wir uns der ganzen Wahrheit stellen und gleichzeitig dem Geist der Aufrechnung abschwören, können wir eine einseitige Sicht auf die je eigene Geschichte verhindern und Gegenwart und Zukunft für ein fruchtbares Miteinander öffnen. Aus dieser Haltung erwächst die Bereitschaft, unsere Geschichte und Gegenwart nicht nur mit den eigenen, sondern jeweils auch mit den Augen des Anderen zu sehen. Wir sind uns bewusst, dass mit diesem Weg weiterhin große Anstrengungen verbunden sind. Auf diesem Wege brauchen wir guten Willen und Aufrichtigkeit in den gegenseitigen Beziehungen. Denn nur durch den Geist der Versöhnung zwischen unseren Völkern kann der Friede Wurzeln schlagen, der allen Deutschen und Polen das ersehnte Gefühl von Sicherheit und Freundschaft bringen kann.



### III.

Das mutige Zeugnis der christlichen Versöhnungsbotschaft von 1965 wirkte weit über die deutsch-polnischen Zusammenhänge hinaus. Indem die Bischöfe sich der furchtbaren Last der Kriegsverbrechen, des Unrechts und des Leids stellten und der in Christus gründenden Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit vertrauten, gelang es ihnen inmitten des noch fortdauernden Kalten Krieges, trennende Mauern in der Kraft des Glaubens zu überwinden und die Vision eines wieder zusammenwachsenden Europas aufscheinen zu lassen. Sie gaben Zeugnis von dessen geistigen Grundlagen, die Unrecht und Gewalt nicht dauerhaft verdunkeln konnten. Rückblickend auf die Ereignisse in Polen, vor allem auf die vor 25 Jahren entstandene unabhängige Bewegung Solidarność sowie die Entwicklung der Beziehungen zwischen unseren Völkern, verstehen wir heute besser, dass die Bischöfe mit ihrem Willen, Hass und Feindschaft zwischen Deutschen und Polen zu überwinden, auch einen Beitrag zur Überwindung der Unfreiheit und der Teilung des europäischen Kontinentes geleistet haben.

Vieles ist seitdem in beiden Ländern geschehen. Totalitäre Herrschaft und der Verlust der nationalen Eigenständigkeit konnten friedlich überwunden werden. Polen und Deutschland haben heute gemeinsam Teil an der fortschreitenden europäischen Integration. Unsere Völker legen damit beredtes Zeugnis davon ab, dass Krieg, Hass und Gewalt nicht das letzte Wort haben müssen. Nachdrücklich mahnen wir: Deutsche und Polen dürfen ihre geistigen und materiellen Kräfte niemals wieder gegeneinander richten; sie sind aufgerufen, sie zum Wohle aller in das zusammenwachsende Europa einzubringen und dessen christliche Identität zu stärken. Diese Aufgabe kann erfüllt werden, wenn Deutsche und Polen sich bewusst machen, dass sie auch viel Gutes in ihrer gemeinsamen Geschichte verbindet. Heute, da nach dem polnischen Papst ein Sohn des deutschen Volkes, Benedikt XVI., Nachfolger des hl. Petrus ist, erfahren unsere beiden Völker in besonderer Weise, wie groß und tief die Bande der Freundschaft und Zusammenarbeit sein können, wenn sie sich von dem Geiste Christi leiten lassen, dem Geist der Versöhnung und des Friedens. Diese Bande sollten besonders der Jugendseelsorge anempfohlen werden. Die Glaubenserfahrungen, die wir während des XX. Weltjugendtages in Köln erlebt haben, müssen zwischen jungen Polen und Deutschen weiterhin gepflegt werden. Daher regen die Bischöfe beider Länder besonders die Seelsorger und die Jugend dazu an, solche Formen der Zusammenarbeit zu entwickeln, die der Aufrechterhaltung des Geistes der gegenseitigen Zuneigung und Freundschaft dienen.

Als Christen stehen Polen und Deutsche angesichts neuer gesellschaftlicher Entwicklungen insbesondere im Hinblick auf den Schutz des Lebens, der Ehe und der Familie vor großen Herausforderungen. Gleiches gilt für neue Fragestellungen im Bereich der medizinischen Ethik, der zunehmend in egoistischer Weise ausgehöhlt und durch die Interessen von Wissenschaft und Wirtschaft bedroht wird. Gemeinsam sind wir demgegenüber gefordert, unseren Kontinent im christlichen Sinne auch für die künftigen Generationen als Lebensort zu gestalten, der die unveräußerliche Würde und die wahre Freiheit der Menschen achtet und gewährleistet. Mit diesem Einsatz für die Gestaltung Europas wollen wir auch zum Aufbau einer friedlicheren Welt beitragen. Dazu gehört auch, dass Europa sich glaubwürdig um ein zukunftsfähiges Verhältnis zu den Ländern des Südens und Ostens einsetzt.

In Dankbarkeit vor Gott, dem Herrn der Geschichte, der Polen und Deutschen das Geschenk der Versöhnung als ein Zeichen der Hoffnung für unsere Zeit anvertraut hat, ermutigen wir alle Gläubigen und Menschen guten Willens in unseren Ländern, die vor uns liegenden Herausforderungen zuversichtlich anzunehmen. Wie unsere Mitbrüder vor 40 Jahren vertrauen wir uns dabei gemeinsam der barmherzigen und liebenden Fürsprache der Mutter Gottes an.

*\* Die gemeinsame Unterzeichnung dieser Erklärung erfolgte sowohl am 21. September 2005 auf der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda als auch am 24. September 2005 auf der Vollversammlung der Polnischen Bischofskonferenz in Breslau.*

## II. Predigten von deutschen Bischöfen anlässlich 60 Jahre nach Kriegsende, Vertreibung und Flucht

### Jesus Christus ist unser Friede\*

*Kardinal Karl Lehmann*, Ordinarius von Mainz  
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Lesung: *Eph 2,13-18*

Jeder hatte damals schon vor der militärischen Gesamtkapitulation am 7. Mai in Reims und am 9. Mai in Berlin Karlshorst – der 8. Mai ist das Kalender- und Urkundendatum dazwischen – auf seine Weise das Ende des schrecklichsten Krieges der Menschheitsgeschichte erlebt. Ich war am 24. April als Neunjähriger froh und glücklich, dass die einrückenden marokkanischen Truppen im französischen Heer die aus weißen Bettlaken eilig zusammengenähte und am hohen Kirchturm des Dorfes aufgehängte Kapitulationsfahne verstanden und achteten. Es fiel kein Schuss der schweren Geschütze. Mutige Männer hatten auch buchstäblich in letzter Minute die von der flüchtenden SS gelegten Züandschnüre durchschnitten, die eine kleine Brücke in die Luft jagen sollten, immerhin der einzige Zugang zu den Wiesen und Feldern jenseits des kleinen Flusses. So oder ähnlich haben viele in verschiedenen Schritten und zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihren 8. Mai erlebt.

Es war objektiv sicher der „Tag der Befreiung“. Aber schon Bundespräsident Richard von Weizsäcker hat in seiner großen Ansprache am 8. Mai 1985 sofort hinzugesetzt: „Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden für viele Menschen mit dem 8. Mai erst begannen und danach folgten.“ Gewiss, manche, die in höchster Gefahr waren, konnten aufatmen. Wenigstens die Bombennächte waren vorbei. Es blieb dennoch eine große Enttäuschung. Der Kirchenhistoriker jüdischer Abstammung Hubert Jedin schrieb im römischen Exil: „In 1000 Jahren sah das deutsche Volk keinen Tag wie diesen... Es ist die größte Katastrophe der deutschen Geschichte. Kein Lichtstrahl erhellt das Dunkel.“ Die meisten Menschen waren mit Problemen des nackten Überlebens beschäftigt. Ein russischer General teilte Stalin lakonisch mit: „Menschen essen Gras und Rinde von den Bäumen.“ Auch die Soldaten, die sich noch vor Erschießungen wegen Defätismus fürchteten, konnten sich nicht so recht freuen. Der spätere evangelische Bischof Hermann Kunst schreibt zum 8. Mai: „Aber das Abendbrot am achten Mai verlief schweigend... Keine Spur von Jubel über die endlich geschenkte Freiheit und das Ende von Kriegsangst.“

Und Berlin erschien einem amerikanischen Offizier an diesem Tag als ein „brennender, rauchender, explodierender und Tod verbreitender Vulkan“. Es gab Grund zur Angst. War dies das Ende Deutschlands? Jedenfalls sollte es nie mehr zum Störer und Zerstörer des Friedens werden. Von Befreiung war weniger die Rede, aber vom Sieg über den Feindstaat. Die fast noch tiefere Kapitulation war die Berliner Deklaration der Alliierten vom 5. Juni mit der Aussage: „Deutschland unterwirft sich allen Forderungen, die ihm jetzt oder später auferlegt werden.“ Es geisterten ja immer noch Ideen durch die Siegerländer, Deutschland in mehrere Länder mit vorwiegend land- und weidewirtschaftlichem Charakter zu zerstückeln. Stalin gab schon am 9. Mai diese gemeinsame Idee rasch auf. Schon zehn Tage zuvor waren bereits deutsche Kommunisten aus Moskau eingereist, um bald die Macht zu übernehmen. Die Potsdamer Konferenz der großen Drei hat am 2. August schließlich die schreckliche Flucht und Vertreibung von fünf Millionen Menschen legitimiert, von denen 1,5 Millionen zu Tode kamen.

Doch gleichsam über Nacht hat sich auch die Welt verändert. Die Sieger misstrauten einander gründlich. Die Teilung Europas in Ost und West hatte bereits begonnen. Schon am 12. Mai spricht Churchill vom „Eisernen Vorhang“, der sich auf Europa senkt. Sein Zukunftsbild sind die Vereinigten Staaten von Europa. Dies war mitten in der Katastrophe eine Chance für Deutschland. Man brauchte es für ein europäisches Gleichgewicht. Die Europa-Idee weckte viel Begeisterung und machte aus den Besiegten bald Partner, freilich zunächst auf Bewährung. Der Kalte Krieg, ein ganz andersartiger dramatischer Weltkonflikt, veränderte rasch die Konstellation und erzwang geradezu Deutschlands Rehabilitierung. Die Einwurzelung der Demokratie in Deutschland ging leichter unter den vorteilhaften wirtschaftlichen Bedingungen („Wirtschaftswunder“).

Im Vergleich zu der totalen Ausweglosigkeit war es in der Tat eine ganz außerordentliche Gunst der Umstände, dass Deutschland sich bald erholen konnte. Das war nicht selbstverständlich. Osteuropa kam am 8. Mai unter eine neue Diktatur. Auch heute noch haben wir Anlass zum Dank, dass bei uns so viele tief in der Katastrophe noch eine Chance gesehen und mutig ergriffen haben. Freilich hat die Geschichte vor allem die Westdeutschen privilegiert. Die Menschen im Osten trugen viel mehr die schwere Last der Katastrophe.

Die Verbrechen Hitlers schlugen vor allem auch in der Vertreibung furchtbar auf die Deutschen im Osten zurück. Dies sehen wir heute noch zu wenig. Die Lasten waren ungleich verteilt. Gott sei Dank, dass wir wieder zur Einheit in Freiheit gefunden haben.

Ja, der 8. Mai war in dieser Sicht auch ein Tag der Befreiung. Es war nicht nur das Ende einer furchtbaren Gewaltherrschaft, sondern – wie wir heute deutlicher sehen – das Datum eines Neubeginns. Wir mussten uns nun neu bestimmen.

Wir hatten uns radikal in der Barbarei verirrt. Der Zivilisationsbruch war letztlich unbegreiflich, nicht minder die Katastrophe ein Rätsel. Aber sie haben uns auch die Chance einer neuen Zukunft geschenkt. Wir sind demokratiefähig geworden und haben bald entdeckt, dass unser künftiger Platz nicht mehr in einem gesteigerten Nationalismus, sondern in der Integration Europas liegt. Rasch entstehen unsere Parteien: ob wiedererstandenen oder ganz neu. Es folgen die Bundesländer und schließlich unser heutiger Staat. Aus der Trümmerwüste wird ein Land, das – mindestens im Westen – nun 60 Jahre in diesem so lange kriegsgeschüttelten Europa in Frieden und Wohlstand leben darf.

Wenn wir heute für dieses Wunder danken, werden wir nicht übermütig. Wir wissen, dass es auch nach sechs Jahrzehnten noch viele spürbare Wunden gibt. Frieden ist ja nicht nur das Schweigen der Waffen. Zu ihm gehören auch Sicherheit des Volkes, soziale Ordnung im Sinne des Schutzes der Schwachen, Denk- und Glaubensfreiheit, Wohlergehen des Einzelnen, aber auch das Zurückdämmen von Krankheit und – soweit wir es vermögen – Katastrophen, das Fehlen von Korruption und Machtmissbrauch. Diesen Frieden (Schalom) haben die Menschen immer auch als eine elementare Gabe Gottes verstanden, ähnlich wie das Leben, das sich keiner selbst zu geben vermag. Das Heilsein oder Ganzsein einer Gemeinschaft und ihrer Lebensbedingungen kann vom Tun des Menschen her nur bewahrt oder gestört, aber nicht durch menschliches Bemühen allein herbeigeführt werden. Verantwortung, Vertrauen, Geborgenheit und die Wahrung des Rechts, besonders gegenüber den Schwachen, sind die Lebenselemente dieses Friedens.

Die christlichen Kirchen, die bei allen tiefen Wunden und Blessuren in der Zeit der Dunkelheit noch einmal gut davon gekommen sind, wollten sich – noch mitten im Elend – beim Aufbau eines neuen Miteinander beteiligen. Sie haben dabei bis zum Schluss der Tyrannei ihre Besten verloren, um nur Alfred Delp (2.2.) und Dietrich Bonhoeffer (8.4.) zu nennen. Zwei Dinge können wir von ihnen, niedergelegt auch in der Lesung aus dem zweiten Kapitel des Epheser-Briefes, für den heutigen Tag lernen. Der Friede ist schon in den Verheißungen des Ersten Bundes eine Sehnsucht der Menschen, deren Erfüllung sie vom Messias erwarten: „Er wird auftreten und ihr Hirt sein in der Kraft des Herrn...

Sie werden in Sicherheit leben; denn nun reicht seine Macht bis an die Grenzen der Erde. Und er wird der Friede sein.“ (Mt 5,3f.) Die Christen bekennen über diese große und tiefe Gemeinsamkeit mit dem jüdischen Volk hinaus, dass sie die Überzeugung haben, in seinen Spuren und auf dem Weg seiner Nachfolge diesen Frieden zu finden. Darum gibt es das Bekenntnis: „Denn er ist unser Friede.“ (Eph 2,14a)

Dieser Friede entsteht jedoch nicht durch eine allgemeine Weltverbrüderung. Er ist auch mehr als ein Interessenausgleich. Wir sehen es im Leben Jesu: Einstehen für das Reich Gottes, Aufstand gegen das Unrecht, Solidarität mit den Schwächeren und Entrechteten, gewaltloser Widerstand, Einsatzbereitschaft, ja Opfer. Nur so kann die Sehnsucht nach Versöhnung und Frieden mit dem Kreuz der Wirklichkeit zusammengebracht werden. Das menschliche Herz ist und bleibt immer von Zwietracht und Streitsucht, Eigensinn und Verhärtung, Selbstbehauptung und Überheblichkeit bedroht. Darum nisten auch überall Feindseligkeit, Tendenz zur Unterdrückung und Gewalt. Der Einsatz für den Frieden braucht darum Tapferkeit vor dem Bösen, Ausdauer im Leiden und Mut zur Freiheit und Stärke. Gerade das Friedenslied aus dem Epheser-Brief bindet die Versöhnung energisch an das Kreuz (vgl. 2,14-18): Wer nicht bereit ist zur Aufgabe der eigenen Vorurteile und der Übermacht eigener Interessen, zur Drangabe und Hingabe seiner Person, der ist auch nicht fähig, andere an seinem eigenen Glück und Wohl teilnehmen zu lassen, zum Teilen und zu einer geschwisterlichen Solidarität. Darauf kommt es aber an: gestern, heute und auch morgen. Amen.

*\* Predigt im Ökumenischen Gottesdienst „60 Jahre Ende des Zweiten Weltkriegs“ am 8. Mai 2005 in der St. Hedwigs-Kathedrale in Berlin*

## **Glauben in der Spur Jesu\***

*Bischof Dr. Josef Homeyer, Ordinarius (em.) von Hildesheim  
Präsident der EU-Bischöflichen Konferenzen (ComECE)*

Lesung: *1 Petr 4,13-16*  
Evangelium: *Joh 17,1-11a*

„*Ich habe deinen Namen den Menschen offenbart.*“ Dieses Wort aus den Abschiedsreden Jesu ist der Maßstab unserer Verkündigung und beschreibt das Antlitz unseres Glaubens.

Das Maß unserer Verkündigung! Christen reden von Gott christusförmig – oder überhaupt nicht: Kein Naturwissenschaftlergott, keine Weltformel, kein Partygott, kein Eventgott, sondern Er: Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott und Vater Jesu Christi! Wer dieser Gott ist, ist in und an Jesus zu entziffern. Jesus selbst ruft zu Beginn seines öffentlichen Wirkens das alte Prophetenwort des Jesaja in Erinnerung, um den Namen des Vaters, also seine Wahrheit, den Menschen zu offenbaren:

*„Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (LK 4, 18b-19).*

Das ist also der Gott der Christen, der Gott Jesu: Der sich den Armen zuwendet, der den Gefangenen Befreiung verheißt, der das Elend der Blinden, ja der ganzen stöhnenden Natur, wie Paulus sagte, liebend umfasst, Gott, der die Zerschlagenen der menschlichen Geschichte in Freiheit setzt. *Diesen* Gott, keinen anderen!, verkünden wir. Diesen Gott verkünden wir und deshalb können wir gar nicht anders, als mit ihm zu den Armen, zu den Gefangenen, den Blinden und Zerschlagenen zu gehen. Das Credo der Christen muss in die Antlitze der Armen hineingesprochen werden – so wie Christus es getan hat. Müssen wir deshalb nicht – *zwingend!* – auch auf Gerechtigkeit, Beteiligungsgerechtigkeit für 5 Millionen Arbeitslose bestehen, wenn wir von den Verheißungen Gottes sprechen? Müssen wir uns dann nicht gegen jeden Angriff auf die Unantastbarkeit des Lebens, das vorgeburtliche, das sterbende, das behinderte Leben verbitten, wenn wir Jesus Seinen Gott und Vater glauben? – *Den Armen eine gute Nachricht!* – Dürfen wir, die oft Müden, die Zweifelnden und manchmal Verzweifelten, die Suchenden und Enttäuschten, aber nicht auch auf Gottes Treue vertrauen? Gottes Treue bis in das Dunkel des Todes? Können wir Gott anders verkünden als Jesus es getan hat? in dem der Neue Bund geschlossen ist, der Bund mit uns, von dem wir – Jesus selbst vor Augen – sagen: Gott hält zu Leuten wie uns!

*„Ich habe Deinen Namen den Menschen offenbart.“* Das beschreibt das Antlitz unseres Glaubens. Was für ein Antlitz! Es ist das Antlitz, das den Menschen zugewandt ist, das Antlitz, das hinsieht und nicht wegschaut; es ist das Antlitz erniedrigster Menschlichkeit, dornengekrönt, verhöhnt und bespuckt, das Antlitz, das uns im Gericht gegenüber ist, damit die Sieger der Geschichte nicht zynisch triumphieren, es ist das Antlitz der endgültigen österlichen Verheißung, das Antlitz des Auferstandenen, von dem Paulus sagt: *„Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der erstgeborene der ganzen Schöpfung“* (Kol 1,15). Wir glauben nicht in Begriffe hinein, sondern in das gekreuzigte und auferstandene Antlitz Christi. Nicht in Begriffe, sondern in sein Antlitz: Wie dies auch unsere orthodoxen Geschwister in ihren reichen, maßlos-goldenen Ikonen tun. Es geht um den geheimnisvollen, den mystischen Kern des Christseins. Ein mystischer Kern gewiss, der auch der Kern dessen ist, was gern *„Seele Europas“* genannt wird!

Beides, das Maß unserer Verkündigung und das Antlitz unseres Glaubens, der verkündigende und der verkündigte Christus also, kennzeichnet – mehr als alles andere auch so Bedeutsame – den Lebensweg des großen und unvergesslichen Bischofs Maximilian Kaller. Seine unbedingte Zuwendung zu den Menschen,

egal ob im kulturellen Gebrodel Berlins oder im katholischen Ermland, egal ob in der Heimat Schlesiens und Ostpreußens oder in der Heimatlosigkeit der Vertriebenen und als Päpstlicher Sonderbeauftragter für alle Heimatvertriebenen: immer ging er in der Spur Jesu, wie ein Heiliger! Liebevoll: Jesus und den Menschen zugewandt und im größten Unglück an der größeren Verheißung festhaltend: „*Ich habe Deinen Namen den Menschen offenbart.*“ – Dieses Wort war tief in die Seele Bischof Kallers hineingeschrieben und es war sein Leben und Wirken. Aber auch seine Antwort, seine pastorale Unermüdllichkeit und seine tiefe paulinische Sicherheit: „*Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert?*“ (Röm 8,35). Das hat ihm die Kraft gegeben, auch das Schrecklichste anzunehmen, in seiner wohl bittersten Stunde der Ausweisung aus seinem geliebten Bistum – und das unter unwürdigsten Bedingungen! Und hat dieses Hineinglauben in das Antlitz Christi dann nicht auch zahllose Ermländer in größter Not aufgerichtet und ihnen Hoffnung gegeben? Und – hat dieses Hineinglauben in das Antlitz Christi nicht auch so viele junge Menschen in Rom angesteckt? Haben sie nicht an Papst Johannes Paul und wenige Wochen später an Papst Benedikt gespürt, dass der christliche Glaube, der kirchlich-katholische Glaube keine Verzierung und kein Event, sondern eine Lebensform ist?! So ist es: Und deshalb: Glaube als Lebensform, Hineinglauben in das Antlitz Christi! Das ist das Lebenszeugnis und das Vermächtnis von Bischof Maximilian Kaller! Beten wir zu Jesus Christus, dass der eingeleitete Seligsprechungsprozess von Bischof Kaller bald zum erfolgreichen Ende kommt und sein Christus-Zeugnis der ganzen Kirche leuchten möge.

## II.

„*Ich habe Deinen Namen den Menschen offenbart.*“ Dieses Wort ist in unsere Geschichte hineingesprochen: in unsere ganz persönliche Lebensgeschichte und in die Weltgeschichte. Auf die Offenbarung Gottes in Jesus Christus haben wir Antwort zu geben; in Lebenszeit und Weltzeit sind wir von Gottes Treue Beglaubigte, aber auch im Antlitz Jesu Beanspruchte. Das machte Bischof Maximilian ja so ruhelos und unbeirrbar.

Gibt es also eine christusförmige Antwort auf den 8. Mai, die 60. Wiederkehr des Kriegsendes? Es gibt sie! Und diese Antwort reicht tief zurück in den langen Weg Europas mit dem Evangelium und weist voraus in die Zukunft und Einheit unseres Kontinents. Es ist die Antwort von uns Christen – unverzichtbar und unhintergebar, denn wir sind keiner Politik unterworfen, sondern vom Evangelium gebunden, dann aber auch mitsprache- und einspruchsfähig und verpflichtet. Unsere Antwort 60 Jahre nach Krieg und Vertreibung beugt sich nicht dem Kalkül der Interessen, denn Europa braucht nicht nur politische Strukturen, nicht nur ökonomische Prosperität, sondern dies: Maßstäbe der Humanität!



Deshalb lautet unsere Antwort: Vergesst nicht das Leiden und versöhnt euch mit den Feinden. Dies ist der Maßstab Europas, dies ist die Antwort in der Spur Jesu.

Vergesst nicht die Leiden! Wir vergessen nicht die Leiden, die Deutsche nach Polen und Russland gebracht haben: Denn Polen und Russen sind in die ausgebreiteten Arme Jesu am Kreuz hinein gestorben. Wir vergessen nicht die Schreie in Auschwitz und Treblinka, denn noch im Tod wurde dort unser Gott, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und der Vater Jesu Christi, angerufen. Wir vergessen nicht die unsäglichen Leiden der Vertriebenen und der Zerbombten, nicht die Erfrierenden auf dem Haff, nicht der Brennenden in Dresden. Jenseits der Diskussion um die Ursachen des Leids, ist für uns die Erinnerung unteilbar. Christen stehen unter dem Kreuz, sie schauen auf das Leid Christi, nicht auf nationale Symbole. Christen schauen hin, es ist ihnen verboten, vom Leid wegzusehen. Es gibt kein Leid, das uns nichts angeht – das gilt für das eigene Leid, wie für das fremde! Vergesst nicht die Leiden – und versöhnt euch mit den Feinden! Denn dies ist das Maß unserer Verkündigung und das Antlitz unseres Glaubens: Versöhnung. Hingehen zum anderen, seine Erfahrungen hören, seine Not nicht wegwischen, seine Hoffnungen stützen, mehrsprachig werden, nicht nur selber Heimat haben, sondern andere beheimaten. Wir haben Gottes ausgestreckte Hand erfahren, also strecken wir die Hand aus – wie es Bischof Kaller in schwerster Stunde unbeirrbar getan hat – und unsere Vertriebenen auch, vorab die Ermländer!

Daran könnte ein Europa der Zukunft, ein Europa aus christlichen Wurzeln für andere erkennbar sein, die aus Asien oder aus Afrika zu uns schauen: Sie haben in Europa nichts vergessen, sie erinnern sich an das Leid. Sie sind fähig zur Versöhnung; und mit den Christen haben sie gelernt, mit dem Siegen aufzuhören.

Lassen Sie mich hier etwas einfügen, was mich – der ich mich wie so viele seit 40 Jahren um die Versöhnung mit Polen bemühe – bedrückt: Trotz aller großen Anstrengungen vieler gibt es offensichtlich noch immer tief sitzende Verunsicherungen zwischen Polen und Deutschen. Unbehagen, Vorbehalte, die bei konkreten unglücklichen Äußerungen und Handlungen plötzlich aufbrechen. Sie haben offensichtlich mit unserer – seit 200 Jahren – leidvollen gemeinsamen Geschichte zu tun, die vielleicht in Polen lebendiger ist als bei uns. Wenigstens einige Bemerkungen möchte ich dazu machen:

Polen hat sich von Anfang an – seit mehr als 1000 Jahren – als Bollwerk des christlichen Abendlandes gegenüber dem Osten verstanden. Und nach der Besiegung der Osmanen (1683 vor Wien) wurde Polen im westlichen Europa als „Retter des Abendlandes“ gefeiert. Dann kamen die katastrophalen drei Teilungen im 18. Jh. (durch Preußen, Österreich und Russland),

die Zerstörung des Staates Polen (für mehr als 170 Jahre) und die damit verbundenen Demütigungen (im 18., 19. und 20. Jh.), die zu einer tiefen Verunsicherung und zu einem Misstrauen gegenüber dem westlichen Europa, insbesondere Deutschland, geführt haben. Hinzu kam das verunglimpfende Polenbild in der deutschen Literatur, z. B. Ernst Moritz Arndt konnte 1848 in einem Artikel schreiben: „Ich behaupte eben mit der richtenden Weltgeschichte vorweg: Die Polen und überhaupt der ganze slawische Stamm sind geringhaltiger als die Deutschen...“. Dieses beleidigende Polenbild, das dann noch die nationalpolitisch motivierten Teilungen rechtfertigen sollte, mag ein wenig verständlich machen, dass der Schock der drei Teilungen mit der Vernichtung des Staates als nationale Katastrophe von den Polen empfunden wurde. Verständlich, dass die polnische Intelligenz damals nach irgendeiner tiefer liegenden Erklärung dafür zu suchen begann.

Der große polnische Dichter Adam Mickiewicz sah in der Mitte des 19. Jh. in seiner Dichtung Polen in seinem Leiden Christus ähnlich. Es sei die messianische Bestimmung des polnischen Volkes, das Leid anzunehmen und den anderen Völkern Europas das wahre religiöse Leben zu bezeugen. Dieser Mythos der messianischen Bestimmung Polens war der literarische Versuch, die geschichtliche Katastrophe zu verarbeiten und dem polnischen Volk Identität und Selbstbewusstsein wiederzugeben. Dieser messianische Mythos ist heftig kritisiert, aber von vielen im polnischen Volk faktisch übernommen worden. Und er taucht in manchen Kreisen von Zeit zu Zeit immer wieder auf, und von dorthin speist sich offenbar auch das Denken mancher Kreise heute, z. B. in der Überzeugung, Polen sei, was wahre Christlichkeit und Moral angehe, zum Zeugnis bestimmt für die Völker Europas - und Polen müsse eigentlich aufgrund seines Dienstes an Europa (Beendigung des osmanischen Vordringens 1683 vor Wien) und aufgrund seines Leidens durch die Nachbarn auf besonderes Verständnis, auf besondere Anteilnahme und Hilfe seiner Nachbarn rechnen können. Ist hier nicht doch noch einiges *gemeinsam* aufzuarbeiten?

Nach der neuerlichen Katastrophe des schrecklichen Vernichtungskrieges vor 60 Jahren und nach der anschließenden unglücklichen Vertreibung der Deutschen aus Polen haben die polnischen Bischöfe am Ende des II. Vatikanischen Konzils, also vor genau 40 Jahren, in einem bewegenden Brief an ihre deutschen Mitbrüder erklärt: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“, was die Deutschen Bischöfe entsprechend beantwortet haben. Und vorausgegangen war 15 Jahre vorher die „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“, die maßgeblich den Weg zur Versöhnung geebnet hat.

Gibt es aber nicht dennoch immer noch Ängste und Irritationen auf beiden Seiten, so dass dieser Versöhnungsprozess noch vieler Anstrengungen beider Seiten bedarf?

Das neue Europa, die EU, für die sich gerade die Ermländer so einsetzen, ist gleichsam ein Testfall für das Gelingen der Versöhnung und darauf gründender wirklicher Solidarität. Und wir alle wissen: Hier ist wahrlich noch einiges zu tun!

Uns auf diese Versöhnung einzulassen, verlangt wirkliches Einlassen aufeinander, auch auf die Verletzungen und Verwundungen in der gemeinsamen Geschichte. Versöhnung könnte ja nicht gelingen, wo verdrängt würde, was versöhnungsbedürftig ist, wenn nicht wahrgenommen würde, was so nicht bleiben darf. Versöhnung meint ja mehr als „Entschuldigung“, Versöhnung meint ja viel mehr: nämlich, die Beziehung soll wieder aufgenommen, geheilt werden, um miteinander die gemeinsame Zukunft zu gestalten. Darum meine inständige Bitte, ganz sicher im Sinne von Bischof Kaller: Gehen Sie bitte Ihren Weg der Versöhnung weiter!

Wir haben dem Wort aus dem heutigen Evangelium, aus den Abschiedsworten Jesu nachzuspüren versucht: *„Ich habe Deinen Namen den Menschen offenbart“*. Es ist ja so viel, was wir Christen in der Spur Jesu von unserem Gott noch zu erzählen haben. „Am besten ist, wir halten es wie die Generationen vor uns: „Singt dem Herrn ein neues Lied!“ Von Deutschen und Polen gemeinsam gesungen! Amen.

*\* Predigt zur Ermland-Wallfahrt am 8. Mai 2005 in Werl*

## **Dialog, Gebet und Nächstenliebe – Garanten des Friedens\***

*Erzbischof Prof. Dr. Ludwig Schick, Metropolit von Bamberg*

Lesung: *Röm 13,8-10*

Evangelium: *Mt 18,15-20*

1. Zum 60. Mal findet heute die Wallfahrt der *Flüchtlinge, Heimatvertriebenen und Aussiedler* nach Vierzehnheiligen statt. Sehr gerne nehme ich an ihr teil, vor allem, um mich mit Ihnen im Dank für 60 Jahre Frieden in unserem Heimatland und in der Bitte um den Erhalt des Friedens auch in Zukunft zu verbinden. Neben Nahrung und Kleidung ist der Friede die wichtigste Bedingung für das Leben. Wir dürfen heute für 60 Jahre Frieden in Deutschland danken. So lange hat es noch nie Frieden in unserem Vaterland gegeben. Dafür können wir nicht dankbar genug sein. Dazu haben nicht zuletzt die Heimatvertriebenen beigetragen mit ihrem Verzicht auf Revanche, mit ihren Bemühungen um Aussöhnung und Frieden mit Polen, Tschechien und anderen mittel- und

osteuropäischen Staaten, auch durch das tatkräftige Mitwirken am Aufbau Deutschlands nach 1945. Sie, die Heimatvertriebenen, Flüchtlinge und Aussiedler, danken auch dafür, dass sie nach 1945 in Westdeutschland in der Fremde eine neue Heimat gefunden haben. Sie beklagen aber auch die Vertreibung, weil sie Unrecht war und beweinen die vielen Angehörigen, die bei Flucht, Vertreibung und Aussiedlung ihr Leben, ihre Gesundheit, ihr Hab und Gut verloren haben. Wir gedenken der Toten, der Behinderten und der Verletzten. Zugleich müssen wir uns bewusst machen, dass die Bewahrung des Friedens unsere Aufmerksamkeit und unsere Anstrengung erfordert.

2. Wie kann Frieden bewahrt und erhalten werden? Das Evangelium und die Lesung des heutigen Sonntags nennen drei Bedingungen zur Erhaltung und Förderung des Friedens:

2.1 Die erste Bedingung ist der Dialog oder das Gespräch. Die so genannte „Gemeinderegel“, die uns im Evangelium verkündet wird, bezieht sich zunächst auf das Leben der Gemeinde. Aber wir dürfen sie auch auf das Miteinander der Menschen insgesamt sowie auf das der Nationen und Völker übertragen. *Wenn dein Bruder etwas gegen dich hat, dann sprich mit ihm unter vier Augen und versuche auszuräumen, was zwischen euch ist. Wenn er nicht auf dich hört, dann nimm aus der Gemeinde einen oder zwei mit und rede mit ihm; wenn er auch dann noch nicht einsichtig ist, dann trage es der ganzen Gemeinde vor.* Dieses ist Gebot Jesu, Aufforderung zum Dialog, zum Dialog bis zum Letzten. „Solange Menschen miteinander sprechen, schießen sie nicht aufeinander“, so lautet ein Sprichwort. Solange Menschen miteinander reden, schlagen sie sich nicht. Der ständige ehrliche Dialog oder das Gespräch sind Voraussetzungen für den Frieden. Das gilt für jedes menschliche Miteinander; es gilt für die Familien, für die Pfarreien, Gruppen und Vereine, für die Dörfer und Städte, für die Nationen und für die Weltgemeinschaft. Immer dann, wenn der Dialog abgebrochen wird, wenn man sich voneinander abschottet, den anderen zum Bösen und Feind erklärt, sich herabwürdigt und anschwärzt, wie es z. B. die Nationalsozialisten mit den Juden, Polen, Tschechen und anderen Völkern taten oder die Kommunisten mit den Katholiken, den Westeuropäern oder Amerikanern, dann ist Gefahr in Verzug. So entstehen Abneigung und Hass, die erste Schritte zum Krieg sind. Wir müssen im Dialog miteinander bleiben. Dies geschieht durch das Gespräch in der Familie, im Verein und überall. Im nationalen und internationalen Bereich muss es dafür Städtepartnerschaften, Jugendaustausch und Begegnungen geben, wie z. B. beim Weltjugendtag, aber auch Konferenzen von Politikern und Beratungen der Vereinten Nationen. *Wir brauchen Dialogstrukturen der Verständigung und des Friedens, um Trennung, Fremdenfeindlichkeit und Fremdenhass gar nicht aufkommen zu lassen.* Wir brauchen den Dialog, der uns vor jedem aufeinander Schießen und Kriegführen bewahrt.

2.2 Das zweite Mittel zur Erhaltung des Friedens ist das Gebet. Am Ende des heutigen Evangeliums heißt es: „Alles, was zwei oder drei von euch in meinem Namen erbitten, das wird ihnen gegeben werden“. Was gibt es Wichtigeres zu erbitten als den Frieden? Deshalb darf die Bitte um den Frieden niemals verstummen. Die Christen haben immer darum gewusst. Deshalb gehören das Schuldbekenntnis und die Versöhnungsbitte am Anfang der Eucharistiefeyer und das Gebet um den Frieden vor dem Kommunionempfang zum festen Bestandteil der Liturgie. Am Ende der heiligen Messe wird uns immer wieder gesagt: „Geht hin in Frieden“. Aber auch das private Gebet um den Frieden muss seinen festen Platz bei uns haben. Ein Gesätz vom Rosenkranz oder ein frei formuliertes Gebet um den Frieden, sollten zum Grundbestand unserer Gebete gehören. Vor allem aber ist das gemeinschaftliche Gebet wichtig und deshalb sind solche Prozessionen, wie Sie sie hier in Vierzehnheiligen seit 60 Jahren begehen, ein großes Pfund in der Waagschale für den Frieden.

2.3 Die dritte Bedingung für den Frieden nennt uns die Lesung aus dem Römerbrief. Die Liebe, die durch das Halten der Zehn Gebote verwirklicht wird. Liebe Schwestern und Brüder! Die Zehn Gebote sind unabdingbar für die Liebe. Wer sagt, er liebt, aber die Zehn Gebote nicht hält, ist ein Lügner oder weiß nicht, was er sagt. Zu den Zehn Geboten gehört, dass ich den Namen Gottes hochhalte, dass ich ihn nicht verunehre und dass ich jeden Sonntag in der Eucharistiefeyer Gott preise, verehere, ihn anrufe und bitte. Zu den Zehn Geboten gehört das *Ehren von Vater und Mutter*, das die Sorge für die Älteren allgemein einschließt. Aber auch die Älteren müssen sich um die Jüngeren kümmern. Zu den Zehn Geboten gehört, dass ich nicht töte. Zunächst ist das Töten mit Waffen und Gewalt gemeint. Jeder Krieg ist durch die Zehn Gebote geächtet und verboten. Das Tötungsverbot des Dekalogs verbietet aber auch das Töten mit dem Mund. Schlechtmachen, Herabwürdigen, Anschwärzen von Menschen sind meist die ersten Schritte zum tatsächlichen Waffengang. Zu den Zehn Geboten gehört das Verbot, die Ehe zu brechen. Ehe und Familie müssen hochgehalten werden; sie sind Keimzelle jeder Gesellschaft. In Ehe und Familie wird Rücksichtnahme, Versöhnung, Dialog, Gebet und Frieden gelernt. Deshalb sind Ehe und Familie, um der einzelnen Familienmitglieder willen, aber auch um des Friedens auf Erden willen, hoch und heilig zu halten. Zu den Zehn Geboten gehört, du darfst nicht stehlen. Niemand darf einem anderen wegnehmen, was diesem gehört, nicht im Kleinen, nicht im Großen, nicht unter Privatpersonen, aber auch nicht unter Völkern und Nationen. Landnahme und Vertreibung sind und bleiben Unrecht, selbst wenn man das Geraubte nicht zurückhaben will. Zu den Zehn Geboten gehört das Verbot zu lügen. Die Wahrheit ist die Voraussetzung für jeden Frieden; auch die Geschichtswahrheit darf niemals unterdrückt oder verbogen werden. Schließlich muss die Begehrlichkeit nach Geld und Gut oder auch nach Menschen, um sie zu unterwerfen und auszunutzen, die den Menschen oft so sehr besetzt, durch Bescheidenheit und Rücksichtnahme eingedämmt werden.

Wer die Zehn Gebote hält mit Herz, Verstand und mit all seinen Kräften, der liebt Gott, den Geber der Zehn Gebote und er liebt den Nächsten in Tat und Wahrheit. Der hl. Paulus lässt im Römerbrief keinen Zweifel daran: Liebe ist nicht Theorie, ist nicht Gefühl, nicht irgendetwas, was sich im Kopf abspielt, sondern etwas, was umgesetzt werden muss in der Realität des Lebens. Wer sie hält, liebt Gott und den Nächsten und trägt zum Frieden bei.

3. Wer Frieden will, der muss Dialog und Gespräch wollen. Wer Frieden erhalten will, der muss um den Frieden beten. Wer seinen Beitrag zum Frieden leisten will, der muss die Zehn Gebote halten und so den Nächsten lieben wie sich selbst. Nehmen wir von der 60. Wallfahrt nach Vierzehnheiligen heute diese Aufforderung mit. Werben wir für Dialog, Gebet und die Zehn Gebote, so leisten wir unseren Beitrag zum Frieden in Wort und Tat. Amen.

*\* Predigt zur 60. Wallfahrt der Flüchtlinge, Heimatvertriebenen und Aussiedler am 4. September 2005 nach Vierzehnheiligen*

## **Mit Maria aufbrechen zu Gott – aufbrechen nach Europa\***

*Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Metropolit von Freiburg*

Lesung: *Kol 3,12-17*

Evangelium: *Lk 1,39-47*

Sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, sechzig Jahre nach der größten Vertreibungswelle, die Europa in seiner Geschichte je erlebt hat, sind wir bei „Unserer Lieben Frau“ auf dem Schönenberg zusammen gekommen. Wir Heimatvertriebenen, Aussiedler und Flüchtlinge tun dies seit siebenundfünfzig Jahren Jahr für Jahr. Wir tun dies, weil wir es von Kindheit an gewohnt sind, zu Maria, der Mutter unseres Herrn, zu gehen, und weil wir in den harten Jahren der Flucht und der Vertreibung erfahren haben, dass sie, unsere Mutter, uns versteht und den Weg mit uns geht. Unsere Wallfahrt erinnert uns nicht nur an den Schmerz unserer Flucht und Vertreibung, nicht nur an den schmerzlichen Verlust unserer Heimat. Sie macht uns auch dankbar bewusst, dass Mitteleuropa auf eine Friedensperiode von sechzig Jahren zurück schauen darf und Europa trotz des enttäuschenden Ausgangs der Volksabstimmungen in Frankreich und den Niederlanden in der vergangenen Woche voller Erwartung in die Zukunft schaut – bereit, aufzubrechen in eine neue Zukunft. Vor allem darum geht es heute: nicht nur zurück zu schauen, sondern den Blick nach vorne zu richten. Es ist das, was Maria tut, was ihr Leben kennzeichnet und bestimmt.

1. „In jenen Tagen machte sich Maria auf den Weg“, so hörten wir soeben im Evangelium. Durch die Botschaft des Engels hat sie erfahren, dass sie Mutter des Sohnes Gottes werden soll. Gott bricht ein in ihr Leben, und ihr Leben ändert sich mit einem Schlag. Und Maria will das Neue, das in ihr begonnen hat, nicht für sich behalten. Tief bewegt vom Anruf Gottes bricht Maria auf und eilt über das Gebirge. Sie erlebt, was wir auch vom Pfingstereignis kennen: Gottes Geist öffnet Türen, die göttliche Gabe drängt nach Weitergabe. Was im Innern Feuer fängt, drängt nach draußen. Maria drängt es zu Elisabeth, zur Begegnung mit ihr. Zwei Frauen, unterschiedlich alt, von verschiedener Herkunft, werden durch Gottes Initiative zusammen geführt und teilen einander mit, was ihnen widerfahren ist und geschenkt wurde. Ihr Zusammentreffen wird zur Begegnung, zur gegenseitigen Bereicherung, weil sie sich und ihre Herzen öffnen, weil sie bereit sind weiter zu geben, weiter zu schenken, was Gott ihnen geschenkt hat.

2. Wenn wir uns von der Begegnung Marias mit Elisabeth anregen lassen, wird deutlich, welcher tiefer Sinn hinter dem Leitwort der diesjährigen Wallfahrt steckt. Die Einladung zur „Begegnung mit Mittel- und Osteuropa“ trifft ins Zentrum der christlichen Botschaft: Die Völker Ost-, Mittel- und Westeuropas haben einander viel zu schenken. Begegnung der unterschiedlichen Nationen bedeutet: beschenken und einander bereichern. Die Vielfalt wird zur Chance. Papst Johannes Paul II. formulierte im vergangenen Jahr für Aachen anlässlich der Verleihung des Karlspreises seinen Traum von Europa: „Ich denke an ein Europa ohne selbstsüchtige Nationalismen, in dem die Nationen als lebendige Zentren kulturellen Reichtums wahrgenommen werden, der es verdient, zum Vorteil aller geschützt und gefördert zu werden.“. Hinter diesen Worten steht der innige Wunsch eines friedlichen Europas, einer Völkergemeinschaft, die die Werte, aus denen sie lebt, in den Blick nimmt, die es schafft, die Einheit in Vielfalt zu leben. Thomas von Aquin gebraucht für diese Einheit in Vielfalt das schöne und sprechende Bild von der Symphonie, die erst durch das Miteinander verschiedener Töne entsteht. Der Klang der Symphonie lebt von der Vielfalt der Töne unterschiedlicher Instrumente.

3. Einheit beginnt damit, dass wir die Verschiedenheit anerkennen und als Bereicherung erleben. Begegnung gelingt dann, wenn wir uns öffnen und im Bewusstsein der Unterschiede Brücken zueinander bauen, Mauern niederreißen und Grenzen überwinden. Das sind auch die Grenzen unserer eigenen Überheblichkeit, die Mauern unserer Vorurteile und Ängstlichkeiten. Davon war vergangene Woche in zahlreichen amerikanischen Zeitungen zu lesen. Sie sehen die Ablehnung der EU-Verfassung in Frankreich und den Niederlanden als ein klares Symptom für eine um sich greifende „Europäische Zukunftsangst“ (vgl. FAZ vom 31. Mai 2005).

Ängste und Befürchtungen müssen wir ernst nehmen, wir dürfen uns aber keinesfalls von ihnen leiten oder gar lähmen lassen. Im Gegenteil: Wir sind gefordert, Augen und Ohren für Gottes ermutigendes Wort zu öffnen, aufzustehen aus der Resignation und Gleichgültigkeit, denn Gott weckt uns, Tag für Tag. Auch heute, hier und jetzt.

4. Gottes Wort ist voller Kraft. Es rüttelt uns wach und weckt uns. Mit den Gläubigen in der Gemeinde Kolossã mahnt der Apostel Paulus in der heutigen Lesung auch uns: „Ertragt euch gegenseitig, und vergebt einander [...]. Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr“ (Kol 3,13). Das Geschenk der Vergebung will weitergeschenkt werden. Versöhnung will gelebt und in die Tat umgesetzt werden. Doch Frieden und Vergebung sind weder leicht noch selbstverständlich. Das erleben wir schon in unserem Alltag. Wer von uns kennt nicht Begegnungen und Worte, die tief verletzen, die unverzeihlich erscheinen! Wer weiß nicht um Menschen, die bewusst Unheil stiften, andere bis aufs Blut provozieren, die die Würde ihrer Mitmenschen missachten und mit Füßen treten! „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“, so sagt ein altes Sprichwort. Auch die täglichen Meldungen und Nachrichten aus aller Welt zeigen uns deutlich: Die Menschheit scheint im 21. Jahrhundert nichts dazu gelernt zu haben. Jeden Tag gibt es neue Opfer durch Gewalt, Terror und Krieg. In jeder Minute sterben unschuldige Frauen, Männer und hilflose Kinder – nicht nur im Irak, im Sudan und in Tschetschenien. Wird unsere Welt – im Kleinen wie im Großen – je eine Welt des Friedens werden? Steht den vielen hoffnungsvollen Bemühungen nicht ein Mehrfaches an Enttäuschungen und Grausamkeiten gegenüber? Wird aller Hoffnung zum Trotz „der Mensch der Wolf des Menschen“ bleiben, wie es in Auschwitz zu lesen ist?

Es gab und gibt immer wieder die zermaternde Frage nach dem Bösen in der Welt, die alles überdeckende Suche nach einer Antwort auf die Frage: Warum lässt Gott das zu? Ich erinnere mich bis heute gut an eine Begebenheit, von der der letzte Kaplan in meiner donauschwäbischen Heimat berichtete. Er wollte im Vernichtungslager Gakowa, in das auch ich als Kind eingeliefert worden war, einer alten Frau, die sterbend auf dem Gang lag, beistehen und sie zum Empfang des Bußsakramentes motivieren. Auf seinen Hinweis, wir alle bräuchten doch die Vergebung Gottes, antwortete sie verbittert: ‚Nicht Gott hat mir zu vergeben. Ich hätte ihm zu vergeben‘.

5. Doch der Glaube lässt tiefer und weiter blicken. Vergebung – das ist zu allererst Gottes kostbares Geschenk an uns. Ein Geschenk, das weiter gegeben werden will. Nur Vergebung kann die vielen blutenden Wunden in den Herzen der Menschen heilen, kann die gestörten menschlichen Beziehungen in der Tiefe wieder herstellen. Die Bereitschaft zur Vergebung macht eine wirkliche Begegnung möglich, die mehr ist als ein äußeres Zusammentreffen.



Die Bereitschaft zu Vergebung und die Offenheit für Vergebung sind keine Zeichen von Schwäche und Unvermögen. Im Gegenteil, sie sind Ausdruck großer geistiger Kraft und setzen viel Mut voraus: Sowohl bei dem, der die Hand zur Vergebung reicht, als auch bei dem, der die ausgestreckte Hand annimmt. Vergeben und Versöhnen sind die einzige Möglichkeit, die Spirale von Hass, Feindschaft und Gewalt endgültig zu durchbrechen. Die ausgestreckte Hand der Vergebung macht den Weg frei und eröffnet eine Zukunft in Frieden und Gerechtigkeit. Was passiert, wenn dies nicht geschieht? Das mussten die Menschen im ehemaligen Jugoslawien schmerzlich erfahren. Was in den Jahren 1944 bis 1948 an uns Deutschen geschah, fand seine Wiederholung in Bosnien-Herzegowina, in Serbien und im Kosovo: Hass und Rache statt Versöhnen und Verzeihen. Wir Vertriebenen waren die ersten, die bereits vor 55 Jahren, 1950 in der „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ ausdrücklich den einzigen zukunftssträchtigen Weg aufzeigten und einschlugen, wenn es dort heißt: „Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig.“

Vergebung und Versöhnung sind die wirklich tragfähigen Pfeiler des wahren Friedens. Wir alle wissen, Vergebung und Versöhnung kann man nicht erzwingen, aber Vergebung und Versöhnung sind zwingend nötig. Das gilt in unserer kleinen, privaten Welt und ebenso im Miteinander der Völker, Nationen und Religionen. Wer den „Frieden Christi im Herzen trägt“, der ist bereit zu wahren Dialog und offener Begegnung, der streckt die Hand zur Vergebung aus.

6. Sechzig Jahre sind seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen, gut ein Jahr seit der Europäischen Osterweiterung. Ein Zeitraum gewaltiger Veränderungen und unvorstellbarer Entwicklungen. Genau heute vor sechzig Jahren, am 5. Juni 1945, übernahmen die Alliierten die Regierungsgewalt, indem sie die Berliner Deklaration unterzeichneten, in der es heißt: „Deutschland unterwirft sich allen Forderungen, die ihm jetzt oder später auferlegt werden.“ Das war das Ende einer furchtbaren Gewaltherrschaft, allerdings auch der Ausgangspunkt unendlichen neuen Leids für Millionen von Menschen und es war – auch das dürfen wir trotz allen Schmerzes dankbar feststellen – auch der Anfang einer neuen Zukunft für Europa. Am 1. Mai vergangenen Jahres gelang unserem Kontinent, der in Folge zweier Weltkriege zerrissen und über vierzig Jahre der Schauplatz eines Kalten Krieges war, das Unwahrscheinliche: Mit der so genannten Osterweiterung hat die Europäische Union fünfzehn Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer und dreizehn Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion aus eigener Kraft und ohne Blut zu vergießen die Spaltung des Kontinents überwunden. Unser altes Europa wurde zu einem friedlichen neuen Europa.

Es ist kein Zufall, dass wir zu dieser Wallfahrt, zur Begegnung mit Mittel- und Osteuropa hierher auf den Schönenberg kommen, zum Gnadenbild der „Maria Lauretana“ aus den Jahren um 1640, dem die Wallfahrt ihren Ursprung verdankt. In der Lauretanischen Litanei rufen wir zu Maria als der „Königin des Friedens“. In einem Roman über den 30-jährigen Krieg lässt die Autorin, Gertrud von Le Fort, den Katholischen Feldmarschall Tilly sagen: „Maria siegt nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern mit dem Schwert im Herzen“. Viele Darstellungen, so auch das beeindruckende Vesperbild aus der Zeit um 1420 in der Wallfahrtskirche, zeigen Maria mit dem Schwert im Herzen und verdeutlichen damit eine zutiefst menschliche Regung, die wir alle kennen: das Mitleid. Maria leidet mit, sie leidet mit ihrem Sohn am Kreuz, aber sie leidet auch mit uns. Deshalb wissen wir uns ihr so nah. Wer hat nicht selbst schon in schweren Stunden erfahren, wie gut es tut, wenn jemand da ist, der fühlen kann, wie uns zumute ist! Dann brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Der andere versteht mich auch so. Auch wenn er die schwierige Situation nicht zu beheben vermag, er trägt mit an meiner Last, er leidet mit mir. „Geteiltes Leid ist halbes Leid“, sagt der Volksmund. Und meist haben gerade jene Menschen, die selbst Schlimmes ertragen mussten, ein besonderes Einfühlungsvermögen. Das gilt erst recht von der Gottesmutter. Seit vielen Jahrhunderten finden Menschen den Weg zu Maria, zu „Unserer lieben Frau“ hierher auf den Schönenberg. Sie gibt Trost, Kraft und Mut. Sie ermutigt uns, mit wachem Herzen auf die Stimme Gottes zu hören und offene Augen für die Menschen neben uns zu haben. Für alle, die schweres Leid tragen, die sich schwer tun mit ihrem Leben, die gar nicht mehr aus noch ein wissen, die darauf warten, dass wir ihnen einen freundlichen Blick, ein gutes Wort schenken oder die helfende Hand reichen. Sie finden diese Hand, dieses Verstehen bei der Gottesmutter. Sie, die Mutter der Schmerzen und der Versöhnung, heilt Wunden und baut Brücken – auch in die Zukunft.

7. Wo wir unseren christlichen Glauben überzeugend leben und in unseren Gemeinschaften lebendig glauben, entfaltet das Wort Gottes seine Welt verändernde Kraft, dort stehen die Menschen auf vom Schlag der Gottlosigkeit und werden aktiv. Weder Rückzug ins innerkirchliche Leben noch Anpassung an den Zeitgeist sind der Weg des Christentums in Europa. Gefragt ist ein selbstverständliches christliches Selbstbewusstsein. Wir Christen haben auf der Baustelle Europa eine entscheidende Aufgabe. Im vergangenen Jahr machte der bosnische Dichter Dzevad Karahasan bei der Wallfahrt der Völker nach Mariazell mit den großartigen Sätzen darauf aufmerksam: „Europa auf das Christentum zu reduzieren, wäre sehr schade. Das Christentum zu vergessen, wäre eine Katastrophe.“ Nicht ein Christ erinnert uns hier an unseren geschichtlichen Auftrag, sondern der moslemisch geprägte Bürger eines Volkes, das wie kein zweites den Preis der großen europäischen Wende zu zahlen hat. Wir Christen sind in der Tat gefordert, wie Maria, Gott zu den Menschen zu tragen, zu „Christusträgern“ in Europa zu werden.

8. Europa ist weit mehr als ein geographisch umschriebener Kontinent, mehr als eine Wirtschaftsgemeinschaft. Es lebt von den Werten des Abendlandes, die es geprägt und geformt haben. Dazu gehört entscheidend die christliche Botschaft. Diese Werte gilt es herauszustellen und einzubringen in das neu zu bauende Europa. Wir Heimatvertriebenen haben am eigenen Leib erfahren, wozu eine Welt ohne Gott führt und was der Mensch mit dem Menschen zu machen imstande ist, wenn Gott nicht „dazwischen steht“. Wir haben nicht nur unsere Heimat verloren, wir haben auch wieder Heimat gefunden, Heimat gebaut und gestaltet. Diese Erfahrung dürfen wir einbringen und daran mitbauen, dass Europa zur Heimat vieler wird, zur Heimat vieler Völker und Nationen, getragen von den christlichen Werten des Abendlandes.

Die Zukunft Europas liegt in unseren Händen! Ich zitiere einen gewiss unverdächtigen Zeugen, Heinrich Böll, der geschrieben hat: „Selbst die allerschlechtesten christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer heidnischen Welt keinen Raum mehr gibt für sie, denen eine christliche Welt von jeher Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum gab für sie: Liebe für sie, die der heidnischen Welt nutzlos erschienen und scheinen.“ Dieses Zitat ist mehr als vierzig Jahre alt. Aber es ist heute aktueller denn je! Nur wo der Wunsch nach Zusammenwachsen und Einheit größer ist als das Beharren auf eigene Rechte und Abgrenzung, da können sich Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit entfalten.

Ein Jahr nach der Osterweiterung der Europäischen Union richtet sich unser Blick nach Osten, der aufgehenden Sonne zu. Wir haben unseren Blick viel zu lange allein nach Westen gewandt und der untergehenden Sonne nachgeschaut. Die Sonne geht im Osten auf, sie geht auch neu auf über einem neuen Europa. Das ist unsere Vision, sie wird zur Verheißung. Machen wir uns in ihr fest! Bauen wir an ihrer Verwirklichung mit! Die Europa-Fahne zeigt auf blauem Hintergrund einen Kranz von zwölf Sternen. Sie hat ihren Ursprung in der Apokalypse, der Offenbarung des hl. Johannes: „Eine Frau, mit der Sonne bekleidet...und einen Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt“ (Off 12,1) – Maria, die Mutter des Herrn. Ob Europa nicht gerade diese Mutter braucht?

Die Frau des Aufbruchs, die Mutter der Versöhnung, die Mutter der Hoffnung! Ob es nicht angebracht wäre, mehr auf sie zu schauen und Europa ein mütterliches Gesicht zu geben? Ein mütterliches Europa, das Heimat schenkt und Geborgenheit, Geborgenheit unter Menschen, Geborgenheit im Glauben an Gott, Geborgenheit in Werten, die er uns schenkt. Beten wir für Europa, für ein solches Europa! Ich bin überzeugt: Maria wird eine solche Bitte gern hören. Amen.

*\* Predigt zur 57. Wallfahrt der Heimatvertriebenen und Aussiedler am 5. Juni 2005 zum Schönenberg / Ellwangen*

## **Maria, Mutter der Hoffenden\***

*Erzbischof Hans-Josef Becker*, Metropolit von Paderborn

Lesung: *2 Kor 13,11-13*

Evangelium: *Lk 1,45-55*

„Ich kann nicht mehr. Ich habe keine Hoffnung mehr.“ Solche dramatischen und äußerst schwerwiegenden Worte werden häufiger gesprochen als man vielleicht meint. Sind Sie selbst jemand, der sie schon gesprochen hat? Sind Sie selbst jemand, der diese Worte schon einmal vernommen hat und dann wie ohnmächtig dem betreffenden Menschen gegenüberstand?

Es gibt ein Sprichwort, das besagt: „Hoffnung verloren – alles verloren“! Hinter solchen und ähnlichen Sätzen sind Schicksale verborgen wie enttäuschte Liebe und ausweglose Not, nicht zuletzt verfahrenere Situationen und unheilbare Erkrankungen. Für viele von Ihnen verbindet sich mit diesem Sprichwort die schwere Erinnerung an die Vertreibung aus der geliebten Heimat. Eine solch schmerzliche Erinnerung lässt einen auch nach sechzig Jahren nicht los.

Wir alle wissen: Für den, der keine Hoffnung mehr hat, werden Konsequenzen fällig und auch früher oder später gezogen: sei es bei gescheiterten Beziehungen der Familienrichter, sei es der Weg in Resignation und Verzweiflung und – das wissen wir als Bewohner eines so genannten Wohlfahrtslandes – auch in den Suizid.

Ist das jedoch die letzte, gar unvermeidliche Konsequenz? Vielleicht kann man als Devise für manche Haltung in unserer Zeit die Worte Dantes aus der Göttlichen Komödie, die er über den Eingang der Hölle setzt, aufgreifen: „Beim Eintritt hier lasst alle Hoffnung fahren!“ Oder gilt vielleicht doch eher das aufmunternde Wort des Dichters Charles Peguy: „Der Glaube, den ich am liebsten mag, sagt: Gott ist die Hoffnung“?

Von diesem Gott und von dieser schier unbändigen Hoffnung singt Maria im großen Lobgesang des Magnificat, das wir eben als Evangelium (Lk 1,45-55) gehört haben: „Er, Gott, erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten. Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten“.

## II.

Es ist ein durchaus interessanter Gedanke, die beliebte Tageszeitung einmal unter dem Gesichtspunkt durchzusehen: Was sind heute Zeichen für die Hoffnungslosigkeit der Menschen? Wir erschrecken vor Hungersnöten und Katastrophen, vor scheinbar unauslöschlichen Feindschaften unter den Völkern, vor rücksichtslosen Menschenverächtern im Terrorismus oder - verdeckt – im Nadelstreifen-Anzug. Am liebsten möchten wir die Augen schließen vor dem Egoismus unserer Generation auf Kosten der nachfolgenden. Und wenn wir an den Missbrauch von Suchtmitteln und an Fluchtbewegungen aller Art denken, ist da kein Ende zu sehen und auch kein Ausweg.

Viele Bücher sind zum Thema „Hoffnungslosigkeit“ auf dem Büchermarkt. Sie berichten von Fehlentscheidungen in Politik und Wirtschaft und künden den moralischen Verfall und den Untergang des Abendlandes an sowie die fehlende Kraft vieler Menschen, mit ihrem Leben fertig zu werden. Und mitten in all dem Schrecken und aller Perspektivlosigkeit steht der Mensch, und zwar *jeder* Mensch, mit seinen tiefen Sehnsüchten, Wünschen, Erwartungen und mit seiner Hoffnung.

Aber wir sollten nicht vergessen: Es gibt auch Hoffnungszeichen zu vermelden: Da besinnen sich Menschen wieder auf den Gott der Hoffnung – etwa wenn ich an engagierte junge Menschen auf dem Weg zum Weltjugendtag 2005 in Köln denke. Da wenden sich Menschen an den Gott, der niemanden fallen lässt, nachdem sie ihn in ihrem Leben auf oft überraschendem Wege entdeckt oder wiederentdeckt haben. Kehren wir das bitte nicht unter den Tisch.

## III.

Hier in Werl, am größten und wohl auch beliebtesten Marienwallfahrtsort unseres Erzbistums, steht uns die Gestalt der Gottesmutter Maria immer wieder vor Augen, nicht nur wie sie uns als thronende Himmelskönigin ihren Sohn darbietet. Wenn wir dem Weg des Evangeliums nachspüren, entdecken wir: Maria ist zeit ihres Lebens hart geprüft worden. Wir wissen um die Worte des greisen Simeon, der ihr voraussagte: „Dir selbst wird ein Schwert durch die Seele dringen“ (Lk 2,35). Maria hat sich an Jesu Wort gehalten und hat sein Wort im Herzen bewahrt, auch wenn sie es – wie das Schriftwort es bekundet – nicht immer verstand. Sie hat aus gläubiger Hoffnung alle Verzweiflung überwunden und war stark genug, Jesu letzten Willen zu erfüllen: „*Frau, siehe da, dein Sohn.*“ Damit ist nicht nur der Lieblingsjünger Johannes gemeint gewesen, sondern von da an sind wir alle als Kinder Mariens mit angesprochen und mit einbezogen in ihre mütterliche Liebe. Sie, die alle Hoffnung auf den treuen Gott setzte, ist nun die Mutter aller Hoffenden.

Weil Maria zur Mutter aller Hoffenden geworden ist, stellen sie die Völker dieser Erde in ihrer Kunst immer als eine der ihrigen dar. Ich denke an die Eskimos, die in ihr eine Eskimo-Mutter sehen. Die Afrikaner stellen sie als farbige Afrikanerin dar. In diesem Zusammenhang ist es – auch im Blick auf die Weltkirche - für uns ein reizvoller Gedanke, ein ertümliches afrikanisches Gebet mit eigenem, persönlichen Inhalt zu füllen: „Maria, Du unsere Mutter, lass uns in Dir geborgen sein, wie das Kind im Tragtuch seiner Mutter!“

Mir kommt an dieser Stelle auch die besonders innige Marienverehrung der schlesischen Gläubigen in den Sinn, die in ihrer Heimat die Gottesmutter Maria vielerorts verehren und ihre enge Verbundenheit mit der Mutter der Hoffnung mit in ihr neues Zuhause genommen haben. Die Mariengebete und -lieder sind ein bleibender Schatz der Nähe zu ihrer Mittlerin und Fürsprecherin, den wir zu hüten haben.

Wie wir uns bei Maria, die der Welt den Quell aller Hoffnung geschenkt hat, geborgen wissen dürfen: Das kommt vor allem zum Ausdruck in den zahlreichen Abbildungen der Schutzmantelmadonna und in jenem ältesten uns bekannten Mariengebet, das ich gleich mit Ihnen zusammen sprechen möchte. Es ist ein ermutigendes Zeichen, auch heute noch und immer wieder, wenn die Menschen - und ich habe den Eindruck: sehr bewusst und in zunehmender Zahl zu Maria pilgern, der Mutter der Hoffnung. Das sind Menschen in Ost und West und in Nord und Süd. Die Mutter mit dem Kind auf dem Arm als Königin des Himmels und die Mutter der Barmherzigkeit in der Darstellung der Pieta gibt auch heute zahllosen Menschen Mut und Hoffnung in aller Bedrängnis und Not. Diese Gewissheit und diesen spirituellen Erfahrungsschatz der Kirche kann uns niemand nehmen.

Möge dieses Vertrauen zur Gottesmutter und der Glaube an ihren Sohn, den Erlöser der Menschen, in uns lebendig werden, lebendig bleiben und weiterhin wachsen! Lassen Sie uns diese Gedanken einpflanzen in das eben erwähnte Gebet, das wir nun gemeinsam sprechen werden:

„Unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesmutter.  
Verschmähe nicht unser Gebet in unseren Nöten,  
sondern errette uns jederzeit aus allen Gefahren,  
o du glorwürdige und gebenedeite Jungfrau,  
unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin.  
Führe uns zu deinem Sohne,  
empfehl uns deinem Sohne und  
stelle uns vor deinem Sohne. Amen.“ (GL 32,3)

*\* Predigt zur Wallfahrt der Schlesier am 26. Juni 2005 in Werl*

## **Versöhnt und versöhnend miteinander leben\***

*Bischof Heinz Josef Algermissen*, Ordinarius von Fulda

Lesung: *Hebr 11,13-16*  
Evangelium: *Joh 15,14-16a.18-20*

Einer der weitsichtigen Kirchenleute der letzten Jahrzehnte war der Jesuitenpater und Soziologe Alfred Delp (1907-1945), der einen hohen Preis für seinen Widerstand gegen die Barbarei des Nationalsozialismus zahlen musste.

In einem Vortrag am 22. Oktober 1941 in Fulda sagte er: „Wir sind ein Missionsland geworden. Diese Erkenntnis muss vollzogen werden. Die Umwelt und die bestimmenden Faktoren allen Lebens sind unchristlich.“ Daraus folgt für ihn die Einsicht, aus der Defensive herauszutreten: „Missionsland darf man nur betreten mit einem echtem Missionswillen.“

Kardinal Kasper hat es in seiner Rede zur ökumenischen Situation in unserem Land während des Katholikentages in Ulm (im Juni 2004) so zur Sprache gebracht: „Leider sind wir heutigen Christen müde Krieger geworden; die missionarische Dynamik und der Mut, in Neuland vorzustoßen, sind uns weitgehend abhanden gekommen. Wir fragen, wie wir möglichst vieles mit Ach und Krach gerade noch halten können, statt mutig neue missionarische Schwerpunkte zu setzen.“

Wie können wir also zu solch „echtem Missionswillen“, derartigen „missionarischen Schwerpunkten“ finden? Das ist die Frage.

### II.

Wir sind all der Analysen und Diagnosen der Glaubens- und Kirchenkrise längst müde und suchen nach Therapie. Wo aber finden wir die Medizin? Da es um das Evangelium Jesu Christi als probates Heilmittel geht, lade ich Sie ein, in die Schule eines großen Glaubenszeugen zu gehen, den wir in einem fuldischen Lied den „Glaubensvater“, den „Apostel der Deutschen“ nennen.

Als junger Mann im benediktinischen Geist in Exeter erzogen, begeistert sich Winfrid-Bonifatius für die Botschaft des Evangeliums. Nachdem er in verschiedenen Klöstern seines Heimatlandes segensreich gewirkt hat, fühlt er sich gedrängt, Anfang des 8. Jahrhunderts in den friesischen, sächsischen und thüringischen Missionsgebieten den Glauben zu verkünden.

Wäre es nicht endlich an der Zeit, so frage ich mich, diesen missionarischen Geist auch heute wieder zu entdecken? Dass wir nicht ängstlich und defensiv unsere Grenzen abstecken, uns etwa in die sakrale Nische unserer Tradition zurückziehen und den allgemeinen Niedergang beklagen, sondern selbstbewusst an die Öffentlichkeit gehen, bereit, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach dem Grund unserer Hoffnung fragt“ (1 Petr 3, 15).

Bei allem missionarischen Eifer ist Bonifatius allerdings kein Heißsporn, der mit dem Kopf durch die Wand geht. Seiner Glaubensverkündigung liegt vielmehr ein Plan zugrunde — heute würde man vermutlich von Konzeption oder Strategie sprechen —, der seiner benediktinischen Spiritualität entspricht. Er lässt es nicht dabei bewenden, im Heidenland zu predigen und zu taufen, er gründet in Fritzlar im Jahr 724 und in Amöneburg 721 wie in Fulda 744 Klöster und Mönchszellen: Orte, an denen der neue Glaube lebendig und anschaulich wird. In einer Zeit großer Umbrüche und tiefer Veränderungen schafft Bonifatius so Inseln der geistigen und geistlichen Stabilität.

Ich bin dankbar, dass wir in den deutschen Diözesen solche geistlichen Zellen bis heute haben. Ich bete dafür, dass sich viele vom Geist Gottes neu ansprechen und begeistern lassen, sich am Evangelium grundsätzlich orientieren und so wirksamer Sauerteig unserer Gesellschaft werden.

Des Weiteren fällt mir an Bonifatius vor allem seine Standfestigkeit und Furchtlosigkeit auf. So sehr es ihm um die Gewinnung der Menschen für Christus geht, er biedert sich nicht an, schließt keine faulen Kompromisse. Wo es um die Substanz seiner Botschaft geht, ist er klar und unnachgiebig. Da lässt er es auf eine Machtprobe ankommen, da muss die Donar-Eiche bei Fritzlar gefällt werden, um unmissverständlich deutlich zu machen: Es darf neben dem einen Gott keine anderen Götter geben.

Eine Entscheidung für Gott und gegen die Götzen unserer Zeit ist auch heute eine Entscheidung gegen den Trend. Sie wissen, es ist nicht leicht, im Freundes- oder Kollegenkreis im Abseits zu stehen, weil man an der eigenen Glaubenspraxis, an christlichen Werten und Überzeugungen festhält.

Mir macht der Pragmatismus und Populismus große Sorge, mit dem in unserer Gesellschaft, in Medien, Wissenschaft und Politik insbesondere das menschliche Leben an seinem Anfang wie an seinem Ende in Frage und zur Disposition gestellt wird. Ich möchte allen danken, die als Christen auch in der Öffentlichkeit Rückgrat zeigen und für ihre Glaubensüberzeugung eintreten.



Noch ein Letztes können wir von Bonifatius lernen. Das hervorzuheben, ist mir besonders wichtig:

Dreimal ist Bonifatius nach Rom gereist. In vielen Briefen hat er immer wieder in Rom angefragt. Er lebte in enger Verbindung mit den Päpsten Gregor II. und Gregor III. Er band sich an die Institution des Papsttums – auch wenn es im 8. Jahrhundert wirklich kein Kinderspiel war, über die Alpen und durch unsicheres Land zu gehen. Wer sich solchem Weg aussetzt, wird zum Zeugen für den Nachfolger Petri. Das wird ihm bis heute von vielen übel genommen, besonders im protestantischen Bereich. Sie kritisieren ihn als Repräsentanten der römischen Amtskirche.

Aber ist gerade in einer globalisierenden Welt nicht umgekehrt eine im eigenen Saft schmorende Kirche museumsreif? Bonifatius hat über den eigenen Zaun hinausgeschaut. Er hat die deutsche Kirche aus ihrer Isolierung befreit und sie mit der universalen Weltkirche verbunden. Er hat – so würden wir heute sagen – europäisch gedacht, er war ein „Global Player“. Ein solches weltoffenes und im ursprünglichen Sinn des Wortes katholisches wie apostolisches Christentum brauchen wir heute dringend. Die Gemeinschaft mit dem Nachfolger des hl. Petrus ist deshalb nicht etwa ein Handicap, sondern ganz im Gegenteil die eigentliche Stärke unserer Kirche, sie garantiert die Einheit.

### III.

Ich sprach gerade davon, Bonifatius habe im 8. Jahrhundert bereits sozusagen europäisch global gedacht. Seine kirchliche Perspektive nimmt ein wenig das vorweg, was wir heute Europäische Union nennen. Europa hat sich nach der blutigen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs auf den langen Weg in eine friedliche gemeinsame Zukunft gemacht. Was in den letzten Jahrzehnten erreicht wurde, ist Grund zur Zuversicht. Und es wäre, da bin ich ganz sicher, ohne die Versöhnungsbereitschaft der Heimatvertriebenen nicht möglich geworden. 60 Jahre nach Kriegsende und 55 Jahre nach der Formulierung der Charta der Heimatvertriebenen haben Sie, liebe Schwestern und Brüder, wesentlich zur „versöhnten Nachbarschaft in Europa“ beigetragen.

Sie, die infolge des Verlustes Ihrer angestammten Heimat am meisten unter dem Zweiten Weltkrieg gelitten haben. Ich danke Ihnen für alle Zeichen und Beweise der Versöhnung und des Friedens – besonders mit dem polnischen Volk. Ich danke für eine solche Zusage am 5. August 1950, als damals fast noch keiner dazu in der Lage war: „Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluss ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im Besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat... Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.“

Das Versöhnungsengagement der Heimatvertriebenen hat mitgeholfen, die Bedingung für den wesentlichen Briefwechsel zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der Polnischen Bischofskonferenz 1965 zu bereiten, an dessen 40. Jahrestag wir vor wenigen Tagen erst hier in Fulda erinnert haben. Er gipfelt in dem entscheidenden Satz: „Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“ In der Tat: Frei machen kann nur die Wahrheit, die nichts verschweigt, nichts weg lässt und nichts hinzufügt.

Wie gesagt: Was in den letzten 55 Jahren auch entscheidend durch Sie erreicht wurde, ist Grund zur Hoffnung. Und doch müssen wir feststellen, dass sich die wachsende europäische Union von den christlichen Quellen löst und sich damit selbst das Wasser abgräbt. Der Glaube an Jesus Christus, in vielen Herzen nicht mehr verankert, wird von Kapital, Aktienmärkten, Profitmaximierung und Wirtschaft abgelöst.

Bindungen werden aufgegeben, Werte in Frage gestellt, Gebote lächerlich gemacht. Da ist es wichtig, eindeutige Orientierung zu finden, Ausschau zu halten nach dem „Licht der Welt“ (vgl. Joh 8,12), das uns Richtung, Führung und Maßstab schenkt.

#### IV.

Die Welt hat sich seit der Zeit des Apostels der Deutschen grundlegend gewandelt, und sie ist in einem tiefen Wandel begriffen. Das Glaubensfundament, das er legte, ist aber bleibend gültig. Es ist das einzige, auf das wir unsere Zukunft bauen können. Die Freundschaft mit Jesus Christus, die uns Bonifatius vermittelte, trägt und hält uns, ist Stütze und Stärke auf dem Weg in die Zukunft. Sie ist unsere Freude und unser Glück. Und die Orientierung auf dem Weg in die Zukunft. Amen.

*\* Predigt zur zentralen Wallfahrt der Heimatvertriebenen und Aussiedler am 3. Oktober 2005 nach Fulda zum Grab des hl. Bonifatius (Dom) aus Anlass der 60. Wiederkehr von Kriegsende, Zwangsumsiedlung, Vertreibung und Flucht*





***Herausgeber:***  
**Arbeitsstelle Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge**  
**der Deutschen Bischofskonferenz**  
**Kaiserstraße 161, 53113 Bonn**